
Erstes Kapitel.

Die Regierung Constantins des Großen.

Constantins Jugend und Erhebung.

Nacht und Dunkel bedeckt die Ahnen des großen Constantin. Nur seine unmittelbaren Eltern sind bekannt; sein Vater, Constantius Chlorus, damaliger Tribun, und Statthalter von Dardanien; die Mutter, Helena, die seine Lobredner so gerne zu einer brittischen Fürstentochter erheben möchten, die aber in der That nichts mehr noch minder als die Tochter eines Gastwirths, und vielleicht nie ihres Gebieters rechtmäßige Ehegenossin war. Um die Ehre, ihn zu den Ihrigen zählen zu dürfen, haben Städte und selbst Nationen miteinander gewetteifert. Es gebühret jedoch diese Ehre, wenn es anders eine ist, den sichersten Quellen zufolge, dem kleinen Naissus in Dacien, einem Orte, welchen Constantin Zeitlebens mit einer Art von kindlicher Vorliebe begünstigte. Das wahrscheinlichste Jahr seiner Geburt ist das zweyhundert und vier und siebenzigste nach Christo. Seine Erziehung

Goldsm. Röm. V. B.

war mehr die eines Kriegers, als die eines Gelehrten; und das ist alles, was wir von ihr wissen.

Achtzehn Jahre war Constantin alt, A. C. 292.

als sein Vater, der gütige und gerechte Chlorus, von dem staatsklugen Diocletian zum Cäsar und Mitbeherrscher der römischen Welt erkohren wurde; eine Erhebung, die jedoch dem Sohne zur Zeit noch wenig fromete, indem er nicht nur den Verdruß hatte seine Mutter zu Gunsten der Theodora, einer Tochter Eutropiens, Gemahlin des Maximian, des Reichsgenossen Diocletians, verstoßen zu sehn, sondern auch, während jener hinzog, um die Regierung der gallischen hispanischen und brittischen Provinzen zu übernehmen, an einem eifersüchtigen und argwöhnischen Hofe zurückbleiben mußte. So lange jedoch der nicht unedle Diocletian das Ruder führte, war seine Lage minder mißlich. Dieser menschenkundige Monarch bemerkte Constantins keimende Verdienste, und suchte durch eine ehrenvolle Auszeichnung ihn an seine Person zu fesseln. Constantin folgte ihm nach Egypten, half ihm den Empörer Achilleus unterdrücken und erwarb während des ganzen Feldzugs durch seine Tapferkeit und Klugheit sich nicht minder die Achtung seiner Vorgesetzten, als durch Leutseligkeit und Lebhaftigkeit die Liebe seiner Geführten. Als Tribun vom ersten Range beschloß er seinen ersten Feldzug. Bey Diocletians siegreichem Einzuge in Nikomedien gieng er zur Rechten des Monarchen. Sein hoher

Wuchs, seine heroische Stellung, sein majestätischer, wiewohl durch eine gewinnerde Leutseligkeit gemilderter Zustand, lenkten aller Augen auf den jungen Krieger. Es entsprachen auch einem so viel versprechenden Aeußern nicht weniger glückliche Anlage des Kopfes sowohl, als des Herzens. Großmuth und Entschlossenheit waren seine hervorstechendsten Eigenschaften. Seine herrschende Leidenschaft, der Ehrgeiz, bewahrte ihn vor jugendlichen Ausschweifungen. Seine Sitten waren keusch, seine Lebensweise einfach und fast strenge.

Nach einer zwanzigjährigen thaten-
vollen Regierung ward Diocletian es 505.
müde, den Erdkreis zu beherrschen, und vertauschte das unruhigste aller Geschäfte gegen den friedlichen Anbau seiner Gärten zu Salona. Mit Mühe gelang es ihm, seinen Gehülfen, Maximian, der das Bedürfniß der Ruhe ungleich minder fühlte, zu dem gleichen mißlichen Schritte zu bereden. Die bisherigen Cäsaren, Gallerius und Constantius, wurden nun Auguste. Gerne hätte der resignirende Kaiser die erledigten Cäsarstellen dem jungen Constantin, und dem Maxentius, Maximian's Sohne, zugewandt. Aber dieser mochte dem Galerius des Purpurs zu wenig, jener ihm dessen allzu würdig dünken. Ohne das reifere Urtheil seines Wohlthäters einiger Achtung zu würdigen, übergieng er beide Jünglinge, und ertheilte die Stels

len, zu welchen sie das nächste Recht zu haben schienen, seinem Neffen Maximin, und dem Illyrier Severus, zweien Menschen, deren einziges Verdienst ihre blinde Unterwürfigkeit gegen den Willen ihres Beförderers war. Constantius, der über eine so wichtige Wahl liberal nicht war zu Rathe gezogen worden, ließ sie sich aus Liebe zum Frieden gefallen.

Constantius Lage war nun sehr bedenklich. Galerius konnte seine schimmernden Vorzüge, und die oft zu laut ausbrechende Liebe des Volks und des Heeres ihm nicht vergeben. Zu behutsam jedoch, ihn offenbar anzutasten, suchte er durch Uebertragung manches gefährlichen Abenteuer seiner los zu werden. Während eines ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge sprach ein Sarmat von Riesengröße dem ganzen römischen Heere Hohn. Galerius befahl Constantinen, ihn zu züchtigen. Er that es, stürmte auf ihn ein, schlug ihn zu Boden, und schleppte den unbehülflichen Kolosß bey den Haaren zu Galerius Füßen. — Ein andermal standen die Sarmaten hinter einem Morast von unbekannter Tiefe in Schlachtordnung. Wem, als dem jungen Constantin, hätte der scheinbar ehrenvolle Auftrag werden sollen, sie anzugreifen. Ohne Bedenken stürzte er sich in den Sumpf, arbeitete mit seinen wackern Gefährten sich durch, schlug und zerstreute die Feinde. — Sogar einen Löwen, der durch manche blutige

Niederlage der Gegend fürchterlich war, soll er auf Befehl des Kaisers bekämpft und bezwungen haben.

Constantius, von so manchen halbsbrechenden Unternehmungen unterrichtet, zitterte für das Leben seines Sohnes. Mehrere Male schon hatte er seinen Gehülften ersucht, ihn ihm zurück zu schicken; immer war dieser unter allerley scheinbarem Vorwande der gerechten Bitte entschlüpft. Von langwieriger Kränklichkeit erschöpft, und im Begriff überdieß, zu einem Feldzuge wider die Picten nach Britannien überzugehen, wiederholte Constantius endlich sein Gesuch in einem so festen Tone, daß Galerius, ohne offenbaren Bruch, die Gewährung desselben ihm nicht länger abschlagen konnte. Des Abends ertheilte er Constantinen die Erlaubniß zur Reise; die letzten Aufträge und den Abschied verschob er bis zum folgenden Morgen. Aber Constantin kannte seinen Mann. In der nehmlichen Nacht noch warf er sich zu Pferde, und gewann, vermittelst der kaiserlichen Postpferde, deren Gebrauch der Kaiser ihm zugestanden hatte, einen beträchtlichen Vorsprung. Vorzüglich ruhte Galerius am folgenden Tage bis Mittag, befahl jetzt den Constantin zu rufen, fand aber zu seinem äußersten Bestremden, daß der eifertige Jüngling nicht nur bereits entronnen sey, sondern auch allem Nachsehen dadurch vorgebeugt habe, daß er bey jedem Pferdewechsel, den abgängigen Pferden die Flehsen der Kniekehle hatte durchschneiden lassen. Durch diesen Kunstgriff vor allem Einholen

gesichert, durchflog er Bithynien, Thracien, Dacien, Pannonien, Italien und Gallien, und erreichte den Hafen zu Bologna gerade, da sein Vater auf dem Punkt war, sich nach Britannien einzuschiffen.

306. Constantin begleitete ihn, und die

Caledonischen Barbaren wurden ohne Mühe bezwungen. Zugleich aber endigte sich Constantins irdische Laufbahn. In dem kaiserlichen Pallast zu York versammelte der sterbende Kaiser seine Kinder, Günstlinge und Bediente um sein Bett, stellte ihnen Constantinen als den würdigen Erben seines Purpurs dar, beschwor diesen, den Kindern der Theodora den Verlust eines Vaters zu ersetzen, und hauchte seine gütige und sanfte Seele aus. Sogleich verspreuten Constantins Anhänger sich unter die Legionen. Sie hinterbachten ihnen des verstorbenen Fürsten letzte Wünsche, Sie priesen Constantins Tugenden, unter denen Dankbarkeit und Freygebigkeit nicht die letzten waren. Sie schmeichelten ihnen mit der Vorspiegelung ihrer Wichtigkeit, und der Ehre, den britischen, gallischen, und hispanischen Provinzen einen Beherrscher zu geben. Sie fragten, was ihrer würdiger sey, ihres geliebten Kaisers wackern Sohn auf den Thron zu setzen? oder in zahmer Untermüßigkeit zu erwarten, daß irgend ein ruhmloser Fremder, ein Geschöpf des Despoten in Asien anlangte, den Kern der Legionen, und die streitbarsten Provinzen des Reichs in Besitz nähme, wie man ein Joch Ochsen oder

eine Hufe Landes in Besitz nimmt, die man gekauft, geerbt oder gestohlen hat. Mehr bedurfte es nicht, um die Soldaten zu entflammen. Stürmend und jauchzend umringten sie den Pallast, bemächtigten sich Constantins, der sich scheinbar sträubte, legten ihm den Purpur an, und begrüßten ihn als Kaiser.

Des neuen Kaisers erstes Regierungsgeschäft war, seinen verstorbenen Vater zu bestatten und zu vergöttern; darnächst dem Galerius seine Thronbesteigung zu melden. Er that dies in einem bescheidenen aber gesetzten Schreiben, worin er den kühnen Schritt, den er gethan, mit dem Ungestüm der Soldaten entschuldigte, und übrigens seine Aussprüche auf die Erbfolge mit Bescheidenheit gelierend machte. Galerius, dessen gesammte Lieblingspläne durch ein so unerwartetes Ereigniß durchkreuzet waren, gerieth in einen wüthenden Zorn. Im ersten Aufbrausen befahl er, Brief und Boten den Flammen zu übergeben; besann sich jedoch bald seiner Schwäche und seines Gegners Stärke; machte zum bösen Spiel eine gute Miene, schickte Constantinen den Purpur, den er ihm nicht rauben konnte, und erkannte ihn als seinen Gehülfen. Zugleich aber erklärte er nicht ihn, sondern den ältern Severus zum Augustus, und wies unter den Beherrschern der römischen Welt jenem die vierte und letzte Stelle an — Armseligkeiten, die Constantin, mit dem Besitz des Wesent-

lichen zufrieden, und das Uebrige der Zukunft anheimstellend, leicht verschmerzte.

Heilig erfüllte Constantin die Verbindlichkeiten, die er in Hinsicht auf seine Stiefgeschwister an dem Sterbebette seines Vaters übernommen hatte. Ihrer waren sechs; drey Söhne, und drey Töchter. Constantin erzog sie, wie es zu ihrer Geburt sich schickte; verheyrathete die Töchter auf das ansehnlichste, und ertheilte den Söhnen die ersten Ehrenstellen des Reichs. Diese, die insgesammt eines friedlichen und genügsamen Gemüthes waren, unterwarfen sich ihrerseits dem überlegenen Glück und Verdienst ihres Bruders ohne Sträuben.

Constantin erkämpfte innerhalb zwanzig Jahren die Alleinherrschaft der römischen Welt.

Jene wenigen Jahre, wo Constantin allein den Westen des Reiches regierte, waren die harmlosesten und unschuldigsten seines ganzen Lebens. Dester pflegte er zu sagen, daß das Glück die Kaiser schaffe; den Kaisern aber liege ob, die Wahl des Glücks zu rechtfertigen. Die Erfüllung dieser Obliegenheit schien ihm in der That am Herzen zu liegen. Er bereiste die Provinzen, verbesserte manche Mißbräuche, und erleichterte manche Beschwerden. Den Augustodunern erschien er als ein rettender Genius. Diese Unglücklichen waren durch verheerende Kriege, und mehr noch durch erschöpfende Auflagen, so tief herunter gebracht, daß sie nicht nur ihre Ländereyen unges

baut liegen ließen, sondern sogar ihrer viele, um nur nicht die Bürden der Gesellschaft länger tragen zu dürfen, lieber auch den Wohlthaten derselben entsagten, und in die Wälder flüchteten. Der Ruf von Constantins Annäherung lockte sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Sie empfingen ihn so prächtig, als ihre äußerste Dürftigkeit es nur erlaubte. An der Schwelle des Pallastes warfen die Senatoren der Stadt sich schweigend zu seinen Füßen, Constantinen giengen die Augen über. Er hob die Flehenden auf, erließ ihnen auf der Stelle die fünfjährigen Mühsände, die der Staat noch an sie zu fordern hatte, und verminderte die Zahl der schatzbaren Köpfe um siebentausend. Die Dankbarkeit der geretteten Augustoduner kannte keine Gränzen. Sie erklärten Constantinen für ihren zweiten Stifter, nannten ihre Stadt nach einem seiner Vornahmen Flavia, und geboten ihrem Landsmann, dem Redner Eumenes, die Milde ihres kaiserlichen Wohlthäters in einem Panegyrikus zu feiern, der in der That das Andenken dieser schönen Handlung bis auf unsere Zeiten gebracht hat.

Minder ehrwürdig erscheint uns Constantin in seinem Betragen gegen ein überwundenes Volk; gegen seine Nachbarn nemlich, die tapfern Franken. Dieser germanische Völkerstamm war über den Rhein gegangen, und hatte die Gränzen seiner Staaten verheert. Constantin zog wider ihn zu Felde, schlug ihn, und fieng zweien seiner Könige, Astarich und

Kagaisß, die er auf dem Amphitheater seiner Hauptstadt den wilden Thieren preis gab. Hiermit nicht zufrieden, verfolgte er die Franken bis über den Rhein, drang in ihr Gebiet, verbrannte ihre Dörfer, versilgte ihre Heerden, erwürgte ihrer eine große Anzahl, und schleppte ihrer eine nicht geringere zum Behuf der nehmlichen grausamen Spiele mit sich fort, die den Blutdurst eines feigen Volkes nährten, während sie den besiegten aber nicht bezwungenen Feind zu unverschämlicher Rachgier reizten. Für diesmal war der Trotz der Franken inzwischen gebrochen. Eingeschreckt durch die mächtigen Anstalten, die sie Constantinen zu ihrer Bezähmung treffen sahen, eine Reihe Festungen, die er längs des Rheins anlegte, oder erneuerte, eine Flotte, die er selbst auf dem Flusse unterhielt, und eine steinerne Brücke, die er bey Coblenz zu bauen anfang, baten sie um Frieden, und stellten die edelsten ihres Volkes zu Geißeln. Zum Andenken so rühmlicher Ereignisse stiftete Constantin die sogenannten fränkischen Spiele.

306. Mittlerweile erfolgte in Italien eine Revolution, welche Constantinen nicht gleichgültig bleiben konnte. Maxentius, Maximians Sohn und Galerius Cydam, von beyden aber vernachlässiget, und bey der Vertheilung der Reichsprovinzen gänzlich übergangen, hatte bisher in den Wollüsten Campaniens sein Leben ruhmlos hingeschleppt. Constantins steigender Ruhm weckte seinen Ehrgeiz. Er beschloß, sich wenigstens eines

Theils des ihm vermeintlich gebührenden Erbes zu
 bemächtigen, und die dermalige Volksstimmung in
 der Hauptstadt sowohl als in dem ganzen Italien
 begünstigte seine Plane ganz ausnehmend. Seit
 fünf Jahrhunderten war jene gänzliche Befreyung
 von allen Auflagen, welche die römischen Bürger
 seit der Eroberung Macedoniens genossen hatten,
 unverletzt geblieben. Galerius unersättliche Habsucht
 wagte es zuerst, sie anzutasten. Schon ließ er die
 Köpfe zählen, den Vermögenszustand eines jeden
 Bürgers schätzen, und den Plan einer allgemeinen
 Schatzung entwerfen, als eine allgemeine Vährung
 aller Stände und Klassen von Einwohner seinen
 Plan mit einmal hintertrieb. Diese ausgearteten
 Römer, in denen auch kein Funke des alten edlen
 Freiheitsgeistes mehr glimmte, konnten einen Ein-
 griff in ihr Eigenthum nicht dulden. Der Pöbel
 murrete. Der Senat rathschlagte. Die Prätorianer,
 durch mehrere Proben von Galerius Abgeneigtheit
 überzeugt, boten ihre Dienste an. Nur ein Anfüh-
 rer fehlte, ein Mann von Geburt, Ansehen und Tap-
 ferkeit, der es wagte, sich an ihre Spitze zu stel-
 len, die auswärtigen Tyrannen zu vertreiben, und
 die Hauptstadt der Welt wiederum in ihre alte Rechte
 einzusetzen; und zu diesem Anführer erbot sich Ma-
 xentius. Zween Präfecten des Prätorii, Marcel-
 lus und Marcellian, und ein Proviandcommis-
 sar, Lucianus, übernahmen es, die Verschwö-
 rung einzuleiten, die denn auch vollkommen glückte.

Einige wenige Anhänger des Severus verlohren das Leben. Marentius, der sich der Stadt bis auf wenige Meilen genähert hatte, ward mit Pomp eingeholt, und als Augustus ausgerufen. Kaum vernahm der alte Maximian diese Geschichten, als er seine beschwerliche Einsamkeit verließ, nach Rom flog, und dem Jureden des Senats sowohl als seines eigenen Sohns, der durch des Waters Beytritt seine Parthen zu befestigen hoffte, gehorchend, die Last des Reichs noch einmal auf seine mürben Schultern lud.

Gallerius empfing die Nachricht mit wahrer, oder wenigstens sehr wohl gespielter Verachtung. Er rieth seinem Gehülfen Severus, zu dessen unmittelbaren Gebiete diese Länder gehörten, unverzüglich aufzubrechen, und den muthwilligen Knaben, Marentius, zu züchringen. Severus, gewohnt die Rathgebungen seines Beförderers als Befehle anzuerkennen, gehorchte. Ueberlegung war jedoch nicht die Sache dieses Befehlshabers. Sein Kriegsheer bestand größtentheils aus maurischen und römischen Veteranen, die viele Jahre unter Maximian gedient hatten, und für diesen ihren alten Anführer noch eine Anhänglichkeit unterhielten, welche durch den Gedanken, jetzt wider ihn kämpfen zu sollen, eher aufgefrischt, als gedämpft wurde. Marentius Freygebigkeit und lockende Versprechungen bestimmten sie vollends. Im Angesichte Roms giengen sie fast einmüthig zum Feinde über, und Severus hatte kaum Zeit genug, nach Ravenna zu fliehen. In dieser unzu-

gänglichen Feste hätte er, der überdieß noch Herr der See war, die Ankunft eines Entsatzes aus Illyrium und dem Osten ruhig abwarten können. Allein der Kopf verließ ihn, da er seiner am meisten bedurfte. Mißtrauisch wegen der Verräthereyen, die er eben erfahren hatte, auch gegen seine bewährtesten Freunde ließ er durch Marentius Emissarien sich leichtlich bereden, daß es ungleich rathsamer für ihn sey, der Gnade des Ueberwinders sich freiwillig zu übergeben, als durch treulose Diener ihm ausgeliefert zu werden. Maximian seiner Seits beeiferte sich, ihm durch die schauderhaftesten Eide für seine persönliche Gegenwart die Gewähr zu leisten. Severus traucte, gieng aus seinem unüberwindlichen Asyl hervor, und mußte es nun noch als große Gnade betrachten, daß man ihm wenigstens die Wahl des Todes gönnete. Er ließ sich die Adern öffnen, und sein Leichnam ward in dem Grabmal Gallienus beygesetzt.

Die neuen Herrn Italiens konnten leicht erachten, daß Galerius alle seine Kräfte aufbieten würde, um seines Freundes Untergang zu rächen. Um nun wieder einen so gefährlichen Gegner durch den Beytritt eines mächtigen Bundesgenossen sich zu verstärken, gieng Maximian über die Alpen, und führte Constantinen, dessen erste Gattin, Minervina, gerade gestorben war, seine Tochter Fausta in die Arme. Das Belagerer ward zu Arelate mit großer Pracht gefeyert.

Maximian, der seine vollen Rechte auf den römischen Occident jetzt wieder geltend machte, erklärte seinen Enkel zum Augustus. Dieser erkannte ihn und seinen Sohn hinwiederum, als rechtmäßige Herrscher Italiens, und das war in der That der einzige Vortheil, den diese aus dem neuen Bündnisse zogen.

An der Spitze eines aus Illyricum und dem ganzen Osten zusammengezogenen Kriegsheeres drang Galerius in Italien ein, um, wie er sich ausdrückte, Rom's Senat und Volk für immer vom Erdboden zu vertilgen. Seine Gegner hüteten sich wohl, ihm im offenen Felde zu begegnen. Vielmehr ließen sie das platte Land ihm offen, und begnügten sich, jeden erheblichen Platz zu besetzen und zu besetzen. Ohne Widerstand drang Galerius in die Nähe Rom's, das er jetzt zum erstenmal sah. Der imposante Anblick der ungeheuern, durch Alterthum, Fabel und Geschichte geheiligten Stadt erfüllte ihn mit einem bangen Staunen. Seine Krieger fühlten sich von unwillkührlichen Schauern ergriffen. Tempelraub und Hochverrath dächte es ihnen, wider die ehrwürdige Mutter der ganzen römischen Welt die Schwerter zu ziehen zu sollen. Galerius, von den zunehmenden Schwierigkeiten seines Unternehmens überzeugt, versuchte den Weg der Unterhandlung. Allein seine Anträge wurden verworfen, seine Freundschaft verächtlich abgelehnt. Tene geheimen Anzettlungen, die dem Severus so verderblich

lich geworden waren, fiengen schon an, auf sein
eignes Heer zu wirken, und wollte er nicht das
Schicksal seines Freundes haben, so mußte er auf
einen schleunigen Rückzug denken. Nicht ohne Schwie-
rigkeit bewerkstelligte er ihn, und um seinem Unmuth
einigermaßen Lust zu schaffen, gab er das ganze
platte Land Italiens der Raubsucht und Blutgier
der Soldaten preis. An diesen wehrlosen Leuten er-
holten jene sich für den Schrecken, den die Haupt-
stadt ihnen eingefloßt hatte. Ohne Schonung und
Rücksicht raubten, plünderten, sengten und mordeten
sie, und verwandelten das ganze blühende Gefilde,
das sie durchzogen, in eine dampfende Brandstätte.

Severus Tod hatte in dem Collegium der rö-
mischen Herrscher eine Lücke gerissen, welche Gallorius
sich berechtigt hielt, wieder auszufüllen. Licinius,
der Freund seiner Jugend, der Gefährte seiner er-
sten Feldzüge, der treue Theilnehmer aller seiner
Schicksale, und geprüfte Anhänger seiner Person und
seines Interesses, schien des erhabenen Postens ihm
allein würdig. Unmittelbar nach seiner Rückkunft
von dem unglücklichen Italischen Feldzuge, ernannte
er ihn zum Augustus, und übergab ihm die illyri-
schen Provinzen. Maximin, der unwürdige Regent
von Syrien und Egypten, hielt diese Erhebung für
eine Verletzung seiner ältern Rechte, und ließ we-
der Bitten noch Vorstellungen seines Beförderers
Galerius sich abhalten, die Augustuswürde eben-
falls eigenmächtig anzunehmen. Es zählte also das

Reich jetzt nicht weniger denn sechs Auguste auf einmal, und kaum vermochte es den ungeheuern Aufwand zu bestreiten, den so viele glänzende kaiserliche Hofhaltungen erforderten.

308. Maximian und Galerius waren

die ersten, die von der glänzenden Bühne abtraten. Jener überwarf sich bald mit seinem Sohn, und sah nach einem vergeblichen Versuche, ihm den Purpur zu entreißen, sich gezwungen nach Gallien zu flüchten. Vergebens suchte er seinen Enkel wider seinen Sohn zu waffnen. Constantius empfing ihn mit Achtung. Da er sich aber nicht entschließen konnte, seinen Aufhebungen Gehör zu geben, und wider seinen eignen Schwäher die Waffen zu ergreifen, so ward der rastlose Alte des Lebens an seinem Hofe bald überdrüssig, und wagte es, sich dem Galerius in die Urne zu werfen. Auch hier erfuhr er eine günstigere Aufnahme, als er von dem Todfeinde seines Sohnes hätte erwarten können. Nur seine unersättliche Herrschsucht ließ ihn auch hier nicht ruhn. Er besuchte den hochbejahrten Diocletian, und redete ihm zu, den Purpur wieder anzunehmen, den so manche unfähige Jünglinge nur zu schänden taugten. Freund, antwortete jener, wenn du einmal die köstlichen Krautköpfe sähest, die ich in meinem Garten baue, so würdest du von deinem Purpur schweigen. Galerius, von manchen
ge

geheimen Anzettelungen des unruhigen Alten unterrichtet, verbannte ihn aus seinem Staat. Zu wem sollte er fliehen, als abermals zu seinem Endam? Feyerlich resignirte er in dessen Hände den Purpur zum zweitenmale, und betheuerte, den Rest seiner Tage in Ruhe zubringen zu wollen. Constantin behandelte ihn mit großer Zärtlichkeit, räumte bey jeder Gelegenheit ihm die Oberstelle ein, und befahl seinem ganzen Hofe, ihn nach wie vor als Kaiser zu halten und zu achten. Alles dieß war zu wenig, des Alten unauslöschliche Herrschsucht zu befriedigen. Ein Einfall der Franken nöthigte Constantin mit einem Theil seiner Völker zum Rhein aufzubrechen. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als Maximian einen erlogenen Bericht von des Kaisers Tode verbreitete, den Purpur zum drittenmal annahm, des zu Arelate niedergelegten beträchtlichen Schatzes sich bemächtigte, und selbigen mit vollen Händen unter die zurückgebliebenen Legionen austreute. Constantins Schnelligkeit ließ ihn jedoch keine Zeit in seiner neu angemessnen Würde sich fest zu setzen. Auf die erste Nachricht von seines Schwiegervaters unerhörte Treulosigkeit war jener vom Rhein aufgebrochen, hatte sich auf der Saone eingeschiffet, aus dieser in den reißenden Rhodanus, und stand vor den Thoren von Arelate so unerwartet, daß Maximian kaum Zeit gewann, sich in das nahegelegene Massilien zu flüchten. Besorgt, daß

der alte Empörer zur See entschlüpfen, oder von seinem Sohn entsetzt werden möchte, ließ Constantin augenblicklich stürmen. Zum Unglück waren die Sturmleitern zu kurz, und es möchte zu einer förmlichen und langwierigen Belagerung gekommen seyn, wenn nicht die Besatzung sich des Alten bemächtigte, und durch seine Auslieferung ihre Begnadigung erkaufte hätte. Constantin verzog ihm, ward aber bald inne, daß sein Schwiegervater ihm nicht verzeihen könne, und sahe durch einen offenbaren Anschlag auf sein Leben sich genöthiget, das Todesurtheil des ehrgeizigen Greises zu unterschreiben. Jene Gnade, die er vor wenig Jahren dem Severus bewilliget hatte, ward auch ihm bewilliget, und er erdroffelte sich mit eigenen Händen.

Galerius Ende war weniger schmachvoll, aber ungleich schmerzlicher. Im dritten Jahre nach jenem fehlgeschlagenen italiischen Feldzuge, überfiel ihn eine der eckelhaftesten und qualenvollsten Krankheiten. Vergebens erschöpfte er alle Hülfsmittel der Heilkunde. Vergebens versöhnte er die zürnende Gottheit durch unzählige Opfer. Vergebens widerrief er das Verfolgungsedict wider die Christen, ob etwa eine unbekannte Macht, welche jene verhassten Schwärmer verehrten, sich sein erbarmen und seine Quaalen mindern möchte. Für ihn war auf Erden keine Hülfe. Und auch die Zukunft wofern er eine glaubte, konnte ihm nur schwachen Trost

gewähren, indem die Zahl seiner gütigen und gemeinnützigen Thaten von jener seiner selbstsüchtigen und tyrannischen unendlich überwogen wurde. Nach anderthalbjähriger unsäglichter Marter gab er zu Sardinia seinen gequälten Geist auf, und ward zu Siminum begraben. Kaum war seine Leiche kalt geworden, als Licinius und Maxentius gleich heißhungrigen Raubthieren einander entgegen stürzten, um über den Nachlaß ihres erblichen Wohlthäters zu kämpfen. Ihre wechselseitigen Freunde vermittelten jedoch eine Unterredung, in welcher sie sich für diesmal über eine gütliche Theilung verglichen. Asien ward dem Maxentius zugesprochen, Europa dem Licinius; und die nämlichen Meerengen, welche beyde Erdtheile trennen, trennten hinfort auch ihre beyderseitigen Staaten.

Es war voraus zu sehen, daß die Eintracht der nunmehrigen Weltbeherrscher ihrer Herrschsucht, dieser ungeselligsten aller Leidenschaften würde welchen müssen. Zu hatt wurden die zertretenen Nationen durch zwanzigjähriges selten unterbrochenes Elend für die Thorheit bestraft, mit welcher sie ihre Freyheit, ihr Vermögen, und ihre Personen selber der Willkühr von Menschen preis gaben, die weder durch Güte noch Weisheit zu einem solchen Zutrauen berechtigt waren. Nichts war diesen Unverleßlichen unverleßlich, wenn es die Befriedigung eigener kleinlicher Leidenschaft galt, der Herrschsucht, der Raubsucht, der

Wollust, der argwöhnischen Grausamkeit, des un-
duldsamsten Aberglaubens.

Rom, das lange genug über die Abwesenheit
seines Despoten gewehkigt hatte, lernte nun durch
sechsjährigen unerträglichen Druck ihre Anwesenheit
verwünschen. Sein feiger, wollüstiger und fühlloser
Tyran war bey weitem der verächtlichste unter den
vier Kaisern. Es war ihm gelungen, wiewohl nicht
eher, als nach dreijährigem furchtsamen Zaudern, eine
Empörung in Afrika zu dämpfen, an welcher das
Volk des Landes wenig Theil genommen, gleichwohl
aber aufs härteste dafür büßen mußte. Cirrha und
Carthago, die beyden blühendsten Städte dieser Pro-
vinzen, wurden mit Feuer und Schwert verwüstet;
Afrika ward mit einer Heerschaar von Angebern übers-
schwemmt; Adel und Reichthum galten für Verbrechen,
und wer mit Einziehung der Güter davon
kam, hatte Ursach die Milde des Tyrannen zu preis-
sen. Das Schicksal der Hauptstadt war um nichts
besser. Ohne Ehrfurcht für ihre halbheilige Majes-
tät, ohne einige Empfindung von Dank für ihre ge-
leisteten Dienste, plünderte der Tyrann ihre Schätze
durch Einführung des sogenannten freiwilligen
Geschenk, demüthigte den Senat, beschimpfte den
Adel, zwang die edelsten Jungfrauen und Matronen
sich seinen Lüsten preis zu geben, ja wohl gar den Lüs-
ten seiner niedrigsten Slaven. Die Soldaten wa-
ren die einzige Volksklasse, welcher er auf die ausges-
suchteste Weise schmeichelte. Er ergänzte und vers

stärkte die prätorische Leibwache. Er legte in jede namhafte Stadt eine Besatzung. Jede Zügellosigkeit, die er sich selbst zu gut hielt, erlaubte er seinen Soldaten; ungestraft durften sie die wehrlosen Bürger plündern, mißhandeln, morden; nicht selten sahen die Edelsten im Staate sich genöthiget, ihre Weiber, ihre Töchter, und selbst ihre Gattinnen, den Lieblingen des Tyrannen preis zu geben. Lächerlich war der gränzenlose Stolz dieses armseligen Menschen. Während er innerhalb den Mauern seines Pallastes, oder unter den wollüstigen Schatten der Callustischen Gärten ein verworfnes Leben führte, pflegte er seine Krieger zu versammeln, und in schwülstigen Anreden ihnen zu erklären: er sey der einzige wahre Herr des Reichs. Die übrigen Auguste seyn nur seine Statthalter, abgeoronet von ihm, um, während er im Schooße der Hauptstadt des Lebens genieße, seine Gränzen zu decken, und seine Ruhe zu sichern. Darum, meine Freunde (dies war der gewöhnliche Refrain so toller Prunkreden) darum schmaußt! zecht! schwelgt! Unerschöpflich sind die Schätze des Reichs, und dieses Reich ist euer!

Eben diese unsinnige Vermessenheit beschleunigte seinen Untergang. Sie verleitete ihn, einen Gegner zu reizen, der das Menschengeschlecht an seinem Unterdrücker rächte. Nach der hergebrachten Sitte, das Gedächtniß eines Empörers mit Schmach zu beladen, hatte Constantin des alten Maximian Inschrift

ten vertilgen, und seine Bildsäulen umreißen lassen, Marentius, der seinen Vater im Leben gehaßt und verfolgt hatte, fand für gut, die Entehrung des Todten sehr hoch aufzunehmen, und ließ unverzüglich alle Bildsäulen, die dem Constantin in Italien und Afrika waren errichtet worden, auf die nämliche schimpfliche Weise behandeln. Constantin ermangete nicht, sich über so ein entehrendes Benehmen zu beschweren. Da er aber nicht nur keine Genugthuung erhielt, sondern auch erfahren mußte, daß Marentius im vollen Ernst den ganzen Occident in Anspruch nehme, ja sogar schon Anstalten getroffen habe, von Rhätien aus in seine Staaten einzubringen, so sah er wohl, daß ihm nichts übrig bleibe, als jenem zuvor zukommen.

Die Zurüstungen der beyden feindlich gesinnten Kaiser waren der Größe und Schwierigkeit ihres Kampfes angemessen. Nie hatte der Occident ähnliche Kriegsheere gesehen. Marentius Heer zählte nicht weniger, als hundert siebenzigtausend Mann zu Fuß, und achtzehntausend Reiter; ihrer achtzigtausend lieferte Rom und Italien; vierzigtausend Carthago; die übrigen Sicilien und Mauritanien. Auch mangelte es diesem großen Heere weder an erfahrenen Befehlshabern, noch an hinlänglicher Zufuhr; nur an einem weisen und entschlossenen Anführer mangelte es ihm. Denn statt durch seine Gegenwart den Muth seiner Krieger zu beseelen, lauschte Marentius in dem Innern seines Pallastes, spähet

in den Eingeweiden der Thiere nach einer ungewissen Zukunft, und suchte durch furchtbare Beschwörungen und verabscheuungswürdige Opfer das Reich der Dämonen zu seinem Bestande aufzuregen.

Constantins Macht war ungleich schwächer. Sie enthielt nur neunzigtausend Fußknechte, und achttausend Reiter. Und von diesen mußte er wenigstens Zweydrittel zurücklassen, um seine Gränzen gegen die Einfälle der barbarischen Horden jenseit des Rheins zu decken. Was indeß seinem Heere an Zahl abging, das ersetzte die Disciplin der Krieger, ihre Abhärtung gegen alle Beschwerden, und ihre Anhänglichkeit an einen tapfern und erfahrenen Anführer.

Ehe man noch zu Rom von Constantins Aufbruch gehört hatte, war dieser schon über die kottischen Alpen gegangen, und stand vor den Thoren von Susa. Die Stadt war fest, und mit einer zureichenden Besatzung versehen. Constantin bot ihr den Frieden an, und da sie ihn ausschlug, ließ er Sturm laufen; die Thore wurden in Brand gesteckt; die Mauern binnen wenig Minuten erstiegen; der Platz ward erstürmt, und der größte Theil seiner Vertheidiger niedergehauen. Jetzt hemmte der Sieger den Fortschritt der Flammen, und begnadigte die Einwohner. — Bierzig Meilen tiefer im Lande wartete seiner ein schwererer Kampf. In der Ebene des heutigen Turin hatten Maxentius Befehlshaber ein Heer versammelt, das hauptsächlich auf eine Schaar schwer

bewaffneter und mit Eisen ganz bedeckter Reiter trotzte. Mit einem Ungestüm, der alles vor sich nieder zu werfen drohete, presste der fürchterliche Phalanx, keilförmig geordnet, gegen Constantins Schlachtreihen an. Augenblicklich öffneten diese die Glieder, um den unbehüllichen Haufen in die Mitte zu fassen, bearbeiteten ihn dann von allen Seiten, durchbrachen ihn, und schlugen die unverwundbaren Streiter mit eisernen Keulen zu Boden. Der Rest des Heeres nahm die Flucht, und ward unter den Mauern von Turin niedergehauen. Turin öffnete dem Sieger die Thore. Meiland empfing ihn als den Erretter Italiens. Das ganze Land zwischen den Alpen und dem Po ergab sich ohne weitem Schwertstreich.

Auf der ämilischen und flaminischen Heerstraße hätte Constantin nunmehr geradezu gegen Rom anrücken können; allein er hielt es für gerathener, sich erst den Rücken zu sichern. Ruricius Pompejanus, ein weiser und entschlossener Befehlshaber, gebot in Verona und über alle Legionen des venetischen Gebietes. Diesen beschloß er sich erst vom Halse zu schaffen, schlug ein starkes Corps Reiter, das ihm den Weg verrennen wollte, und rückte vor Verona. Die Belagerung der Feste hatte ihre Schwierigkeiten. Um sie einschließen zu können, mußten die Belagerer über die Etsch setzen, einen reißenden mit Felsen und Abgründen versehenen, zugleich auch von den Feinden stark besetzten Strom. Es gelang Constantinen, die Wachsamkeit seines Feindes zu betrü-

gen, und in einiger Entfernung von der Stadt ohne sonderlichen Verlust den Fluß zu passiren. Nun ward die Stadt förmlich belagert. Riccius that einen wüthenden Ausfall, ward aber mit so großem Verlust zurückgeschlagen, daß er für weiser hielt, die Stadt zu verlassen, und ein neues Kriegsheer zu sammeln. Entschlossen zu siegen oder zu sterben, kam er wirklich binnen kurzen an der Spitze eines zahlreichen Heeres zurück. Constantin gieng ihm ungesäumt entgegen. Gegen Abend begann die Schlacht. Sie dauerte den größern Theil der Nacht hindurch. Bey Tagesanbruch zeigte es sich, daß Constantin gesiegt habe, das feindliche Heer aber beinahe gänzlich aufgerieben sey. Sein tapferer Anführer war selbst unter den Todten. — Nun ergaben sich Verona, Aquileja, Modena. Die Zahl der Kriegsgefangenen war so groß, daß Constantin die Schwerter der Feinde zu Ketten mußte umschmieden lassen, um sich ihrer nur gebüßig zu versichern.

Während Constantin auf diese Weise mit Anstrengung seines ganzen Selbst dem Ziele, das er sich vorgesteckt hatte, rastlos zuslog, lauschte sein unwürdiger Gegner noch immer unthätig in seinem Palaste und in seinen Gärten. Gar zu gerne hätte er die Kenntniß der täglich steigenden Gefahren seinen Unterthanen nach sich selber verborgen. Er unterdrückte die einlaufenden widrigen Zeitungen; er verbreitete erlogene Nachrichten von nie erfolgten Siegen; und trieb die Unverschämtheit so weit, daß er

sich einmal über das andre als Imperator begrüßen ließ. Im Herzen gemahnte es ihm jedoch ganz anders. Unfähig in seinem Verstande und seinem Muth einige Hülfquellen entdecken zu können, suchte er sie in den betrüglichen Vorspiegelungen der Magie, befragte den Vogelflug, die Eingeweide der Thiere, die sybillinischen Bücher, und erhielt nichts denn Unglücksweissagende, oder höchstens zweydeutige Antworten; die Vorstellungen seiner Feldherrn, und die lauten Spöttereien des Circus drangen ihn endlich, sich zusammen zu nehmen, und da Constantin schon an der maurischen Brücke stand, sich an der Spitze seines Heers zu stellen. Dies Heer war noch immer fürchterlich. In mehreren Linien, und dicht gedrängten Gliedern stand es längs den Ufern der Tiber, die solchergestalt zugleich den Rücken ihm deckte, und den Rückzug ihm erschwerte. Constantin, der nichts mehr gefürchtet hatte, als Rom belagern, und vielleicht verwüsten zu müssen, erschrak freudig, als er die sogenannten geweihten Steine erreichte, und den Feind in Schlachtordnung ihm gegenüber stehen sah. Weder Klugheit noch persönliche Tapferkeit sparte er, um sich den Erfolg des entscheidenden Tages zu sichern. An der Spitze seiner vortrefflichen gallischen Reiterey, griff er in Person die Reiterey des Feindes an, und warf sie unherstellbar übern Haufen. Die nun entblößten italischen Fußvölker ergriffen die Flucht, und überließen den Tyrannen, den sie allezeit gefasset hatten, und jetzt nicht mehr fürchteten, sich selber.

Nur die Prätorianer behaupteten an diesem ihren jüngsten Tage den alten Ruhm ihrer Tapferkeit. Wie Mauern standen sie, kämpften bis zum letzten Othemzug, und deckten noch fallend ein jeglicher den Platz, den er lebend behauptet hatte. Nun war die Verwirrung allgemein. Zu Tausenden stürzten die Fliehenden sich in die Tiber. Maxentius fortgerissen vom strudelnden Gedränge, taumelte von der Brücke in den Fluß hinunter, und sank durch die Schwere seiner Rüstung niedergezogen, sogleich zu Grunde. Erst am folgenden Tage ward sein Leichnam aus dem Schlamm hervor gezogen, sein abgehauener Kopf auf eine Lanze gespiest, und vor des Siegers Triumphwagen einher getragen.

Unter lauten, und vielleicht unverstellten 313.
Zurufungen zog Constantin in seine nunmehrige Hauptstadt ein. Weder mit übertriebener Strenge, noch mit unzeitiger Gelindigkeit bediente er sich seines Sieges. Die Familie des Tyrannen rottete er ohne Schonung aus; verzieh aber seinen Anhängern; beschwichtigte die Angeber; beruhigte die Gemüther durch eine allgemeine Amnestie; und gab dem Senat seine alten Vorrechte wieder. Was wunder, wenn dieser sich mitleidswürdig zerarbeitete, ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er decretirte ihm den ersten Rang unter den drey noch übrigen Augusten; er stiftete Feste und Spiele zum Andenken seiner Siege; er ließ Gebäude, die Maxentius aufgeführt hatte, unter seinem Namen weihen; er erbauete ihm einen Triumph-

bogen, und da es sowohl an Materialien, als an brauchbaren Künstlern fehlte, so ward der Triumphbogen des großen Trajan seines schönsten Marmors und seiner schönsten Figuren beraubt. Alte Meisterarbeit ward mit den Schnörkeln neuerer Sudler zusammengekittet, und solchergestalt die Dürftigkeit und Geschmaklosigkeit des Zeitalters zugleich mit den Thaten Constantins auf die Nachwelt gebracht.

Eine große That des Constantin war die Aufhebung des Prätorium. Diese stolze Leibwache die Jahrhunderte lang mit dem Reiche geschaltet hatte, wie mit einer Kaufmannswaare, ward jetzt für immer aufgehoben, ihr festes Lager ward zerstört, ihre armseligen Überbleibsel wurden unter die Legionen verstreut, und an die Gränzen des Reichs verbannet. Der gänzlich entwaffneten Hauptstadt blieb ferner nichts übrig, als dem Stärkeren sich jederzeit in zäher Unterwürfigkeit zu unterwerfen; und Constantin machte jetzt gleich die Probe davon, indem er das sogenannte freiwillige Geschenk des Maxentius ohne einigen Widerstand nun in eine beständige und regelmäpige Schatzung verwandelte.

Constantins Aufenthalt in Rom, das er nie geliebt hat, dauerte nur wenige Wochen. Er eilte nach Mayland, um seiner Schwester Constantia Hochzeit mit dem Licinius zu feyern. Mitten unter den Hochzeitlichen Feyerlichkeiten wurden beyde Kaiser zur Vertheidigung ihrer Staeten abgerufen. In Constantinas Gebiet waren die Franken eingebrochen,

in das des Licinius der treulose Beherrscher des Orient. Dieser war ein geheimer Verbündeter des Maxentius gewesen, und da er als ältester Cäsar sich als den rechtmäßigen Erben des Ganzen betrachten mochte, hatte er geglaubt, Licinius Abwesenheit zur Ausführung seiner ehrsüchtigen Plane nutzen zu müssen. Im Herzen des Winters brach er an der Spitze eines zahlreichen Heeres aus Syrien auf, und erreichte mit dem Verlust eines großen Theils seiner Pferde, Wagen und Bagage den Bosphorus, ehe Licinius Befehlshaber von seinem Aufbruch Nachricht erhalten hatten. Zum Glück für diesen aber hielt Byzanz sich eilf, Heraklea vier Tage. Licinius gewann nun Zeit, sich zu nähern. Drenßig tausend tapfere Illyrier raffte er zusammen, und ging mit ihnen den siebzigtausend des Maximin unverzagt entgegen. Nach einigen fruchtlos gepflogenen Unterhandlungen kam es zur Schlacht. Uebermannt durch die Anzahl, wichen Anfangs die Illyrier; schämten sich, und kehrten mit neuer Wuth zum Angriff zurück, welcher die unkriegerischen Morgenländer nicht zu widerstehen vermochten. Sie flohen, und erlitten eine schwere Niederlage. Mit Mühe und Noth entkam Maximin. Die Angst der Flucht schien ihm Flügel zu geben. Binnen vier und zwanzig Stunden maß er den nämlichen Weg zurück, den er an der Spitze seines Heeres nur binnen mehreren Wochen hatte durchmessen können. Bleich, zitternd, versteckt in Sklavenskleider, erreichte er Nikodemien, raffte seine Familie

und seine Schätze zusammen, eilte dann nach Kappadocien, von da in die Wüsteneien des Taurus, und von dannen nach Tarsus, wo sich seine Flucht zugleich mit seinem Leben endigte. Eine schreckliche und unerklärliche Krankheit ergriff ihn, seine Eingeweide brannten, sein Gehirn stand in Feuer, mit einer Wuth rannte er wider die Mauer, daß die Augen ihm aus den Kreisen sprangen. Elender noch, als Galerius, starb er, und keine Thäne floß über seiner Leiche. Der Orient, von den Abscheulichkeiten eines Bürgerkrieges erlöst, huldigte dem Licinius mit Freuden.

Und auch Licinius schändete seinen Sieg durch fühllose Grausamkeit. Nicht zufrieden, das Gedächtniß des Todten, der schon durch seine Handlungen gebrandmarkt war, mit aller ersinnlicher bürgerlicher Schmach zu beladen, verdamnte er auch dessen Gattin, seine zarten Kinder, seine Günstlinge und Freunde ohne Schonung zum Tode. Das nämliche Schicksal hatte Severinus, der Sohn Severus, ein harmloser Jüngling, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er von einem beynah schon vergessenen Kaiser war gezeugt worden: das nämliche Candidian, ein natürlicher Sohn des Galerius; das nämliche Valeria und Prisca, jene die Tochter des Diocletian, und die Gattin des Galerius, diese der Valeria Mutter. Unter den Schlachtopfern, die in diesen eisernen Zeiten täglich am Altar des Despotismus bluteten, verdienen diese bey-

den edlen und unglücklichen Matronen einige Auszeichnung.

Galerius hatte sie sowohl, als seinen Sohn Candidian auf dem Todtbette seinem Freunde Licinius anempfohlen; ihm, mit dem er seinen Purpur getheilt hatte, dem er seine Staaten hinterließ, und von dessen Erkenntlichkeit er eine so geringe Erwiderung so ausnehmender Wohlthaten demnach wohl erwarten durfte. Gleichwohl war seine Asche kaum erkaltet, als Licinius schon die Hand der Valeria in Anspruch nahm. Mit Unwillen verwarf die edle Fürstin den Antrag; und um so unwürdigen Zumuthungen sich auf immer zu entziehen, flüchtete sie mit ihrer Mutter und dem jungen Candidian in die Staaten des Maximin. Aber dies hieß dem Volk entrinnen, um dem Sieger sich in die Klauen zu werfen. Maximin sahe sie, entbrannte, und ließ durch seine Vertraute ihr antragen, sie zu heyrathen, und seine bisherige Gattin zu dem Ende zu verstoßen. Valeria antwortete, wie sie Licinien geantwortet hatte: Ihr, der Wittwe eines Kaisers ziemt es nicht, zur zweiten Ehe zu schreiten, am wenigsten in den Tagen, wo sie die Trauer um den todten Gatten nicht einmal abgelegt habe. Maximin möge erwägen, daß dieser ihr betrauerter Gatte, sein Vater und Wohlthäter gewesen, und daß er durch einen solchen Antrag an den Manen des Todten sich schwerlich versündige. Hohe Ungerechtigkeit würde es überdies seyn, und für sie selber warlich von sehr übler Vorbedeutung, wenn

er, um der Befriedigung einer Grille willen, eine zärtliche und getreue Gattin verstoße. Eine Antwort, wie diese, hätte den Tyrannen beschämen sollen; sie reizte nur seine Wuth. Durch falsche Zeugen ließ er Valerien des Ehebruchs beschuldigen; durch bestochene Richter sie für schuldig erklären. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Hausgenossen zu Tode gefoltert, verschiedene edle Matronen, ihre Freundinnen, schmerzlich hingerichtet, sie selbst und ihre Mutter wurden ins Elend verwiesen, und nach dem sie dem ganzen Syrien, das in ihnen dreißig Jahre lang seine Kaiserinnen verehret hatte, das Schauspiel ihrer jetzigen Erniedrigung hatten geben müssen, in eines der entlegensten und wüstesten Dörfer im Reiche verbannt. Umsonst legte Diocletian für ihm so nahe und so theuere Personen eine Fürbitte ein. Umsonst suchte er ihnen die Erlaubniß auszuwirken, zu ihm nach Salona zu kommen, seine Einsamkeit ihm zu versüßen, und seine schon zusinkenden Augen zuzudrücken. Der gefühllose Tyrann verweigerte ihm die kleine Bitte, und Diocletian, von Jahren belastet, und von Kränklichkeit ausgesogen, erlag diesem letzten und allerbittersten Herzeleide. Maximin starb, und während der Tumulte, die seinen Tod begleiteten, fanden Valeria und Prisca Gelegenheit zu entweichen. Sie hörten, daß Candidian zu Nicomedien lebe, und flüchteten zu ihm. Unwissend jedoch, welche Gesinnungen Licinius jetzt unterhalten möge, hielt

hielten sie unter seinen Hausgenossen sich vor der Hand verborgen. Jene Gesinnungen erklärten sich nur allzubald. Die Nähe eines Kaiserssohns, wenn gleich der Sohn seines vieljährigen Freundes und großmüthigsten Wohlthäters, war dem Tyrannen viel zu lästig, als daß er seiner nicht aufs möglichst früheste los zu werden sich hätte bemühen sollen. Candidian ward heimlich ermordet, und jene beyden unglücklichen Matronen mußten sich entschließen, von neuem ins Elend zu wandern. Fünfzehn Monathe lang irrten sie in mancherley Verkleidungen, und unter unsäglichen Gefahren in mehreren Provinzen umher. Zu Thessalonich endlich wurden sie erkannt, eingezogen, und unter den ohnmächtigen Beklagen eines feigen Volkes unverzüglich enthauptet.

Die Zahl der Auguste war jetzt bis zu zween herab geschmolzen, deren jeder ungefähr die Hälfte des unermesslichen römischen Reiches besaß, und deren jeder so viel wie Nichts zu besitzen wähnte, so lange er nicht das Ganze hätte. Schon im zweyten Jahr nach Maximins Tode standen die beyden Schwäher und Gehülfsen gegen einander in den Waffen. Constantinen mochte es verdrießen, daß er von Maximins Nachlaß so ganz war ausgeschlossen worden. Licinius war unzufrieden, daß Constantin, wiewohl nicht ohne vorher um seine Zustimmung anzusuchen, seinen Schwager Bassian zum Cäsar erklärt, und Italien und Afrika ihm zum Unterhalte

114.

Goldsm. Röm. V. B. 3

angewiesen habe. Treulofer Weise verhetzte er den unvorsichtigen Jüngling zu einer Empörung, die ihm Purpur und Leben kostete. Die Mitschuldigen der Verschwörung, die sich an Licinius Hofe aufhielten, weigerte sich dieser auszuliefern. Er ließ sogar die Bildsäulen seines Genossen zu Aemona an den Gränzen Italiens niederreißen, und so blieb Constantinen freylich nichts übrig, als seine beleidigte Ehre durch die Waffen zu behaupten.

315. Schwer zu erklären ist es, wie die beyden Beherrscher der römischen Welt zum Ausfechten ihrer Fehde so unbedeutende Kräfte in Bewegung setzten. Licinius Heer betrug kaum sechs und dreißig tausend Mann, Constantin seines noch um die Hälfte weniger. Bey Cibalis an der Sawa kam es zur Schlacht. Constantins Heer stand in einem engen Pässe; Licinius seines auf der Anhöhe, die die eine Seite des PASSES begränzte. Statt aber die Ueberlegenheit seiner Stellung zu nutzen, wartete er, bis der Feind die Anhöhe herauf gestiegen war, und ihn im ebenen Felde angriff. Die illyrische Tapferkeit erschwerte den Kriegern des Occidents den Sieg nicht wenig. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht, und schon war es spät Abend, als es Constantinen erst gelang, mit seinem rechten Flügel den feindlichen Linken zu durchbrechen, und Licinius zum Rückzug zu nöthigen. Dieser, um zwanzigtausend Mann schwächer geworden, fand nicht rathsam, den Tag auf dem

Schlachtfelde abzuwarten. Mit Hinterlassung seines Lagers und seiner Magazine, eilte er an der Spitze seiner noch übrigen Reiteren nach Sirmium, wo er seine Familie und Schätze niedergelegt hatte; nahm diese zu sich, zerstörte die Brücke über die Sawa, und begab sich tiefer ins Innre seines Reichs, um ein neues Kriegsheer zu sammeln. Ingleich ertheilte er dem Valens, dem Befehlshaber der illyrischen Gränzen, die Cäsarwürde.

Sibalis, Sirmium, und was sonst an beträchtlichen Städten hinter dem fliehenden Licinius zu sehn blieb, ergab sich dem Ueberwinder. In möglichster Eil stellte Constantin die Brücke über die Sawa her, und verfolgte den fliehenden Feind durch Dacien und Thracien. In den mardischen Ebenen ertappte er ihn, und führte seine Völker unverzüglich ins Treffen. Noch härtnäckiger, wie die vorige Schlacht, war diese. Gleich jener, endigte sie nach einem blutigen Gemetzel, mit dem Dunkel der Nacht und dem Rückzuge des Licinius und Valens. Aus den Schlupfwinkeln der macedonischen Gebirge schickten die überwundenen Fürsten Gesandten an den Sieger, um ihm den Frieden anzubieten. In der gewöhnlichen Sprache der Ueberwundenen verbeisteten sie sich weitläufig über den Wankelmuth des Glücks, über die Unsicherheit der menschlichen Größe, über die Trübsale des Bürgerkrieges, und über die Vortheile eines ewigen Bündnisses zwischen dem jetzt siegreichen

Kaiser, und ihren beiden Herren. Beyde Herren? erwiderte Constantin. Seht, sagt dem Licinius, daß ich nicht von den Ufern des Oceans daher gedrungen bin, daß ich nicht so manche Schlacht geschlagen, so manchen Sieg erkämpft habe, um die Macht der Cäsarn mit einem seiner Sklaven zu theilen. Valens Absetzung ist der erste Punkt des Friedensschlusses. Ein so entschiedener Ton bestimmte den Licinius. Valens verlor Purpur und Leben. Und zwischen den beyden Nebenbuhlern ward eine neue Theilung beliebt. Dem Licinius blieb Thracien, Kleinasien, Syrien, das sogenannte zweyte Mörsien und Egypten. Griechenland aber, Macedonien, Pannonien, Dardanien, Dacien, das erste Mörsien, und das gesammte Illyricum vergrößerten das Gebiet des Constantin, das sich jetzt von den Gränzen Caledoniens, bis zu den äußersten Gestaden des Peloponnesus erstreckte. Einer anderen bey eben dieser Gelegenheit getroffenen Verabredung zufolge, wurden bald nachher im Westen Constantins beyde Söhne Crispus und Constans, im Osten aber der jüngere Licinius, zu Cäsarn erklärt.

315. bis 323.

Während der achthährigen Ruhe, die auf die bisherigen Stürme folgte, beschäftigte sich Constantin hauptsächlich mit dem Innern der Staatsverwaltung. Mit rühmlichem Eifer besließ er sich, die Gesetze zu vervollkommen,

die Polizen zu verbessern, eine unpartheyliche Gerechtigkeitspflege einzuführen, und die höchst verdorbenen Sitten zu läutern. Unter der großen Menge von Gesetzen, die er während dieses Zeitraums gegeben hat, zeichnen sich einige durch ihren vorzüglich wohlthätigen und menschenfreundlichen Inhalt aus; jenes z. B. in welchem er sich für den Vater aller Säuglinge seines Reichs erklärt, das unmenschliche Aussetzen der Kinder untersagt, und allen Eltern, die durch erwiesene Dürftigkeit außer Stand gesetzt würden ihre Kinder zu ernähren, die Unterstützung des Staates verspricht; ein anderes, welches das Schicksal der Sklaven mildert, und den Mord dieser überall als Sachen betrachteten Geschöpfe, als wirklichen Menschenmord zu ahnden drohet; ein drittes, welches allen Richtern, Stofmeistern und Gefängnißwärtern die menschliche Behandlung ihrer Gefangenen bey scharfer Strafe anbefiehlt; ein viertes, welches auch den lezten seiner Unterthanen, der von dem Pfleger der Gerechtigkeit sich gekränkt oder beeinträchtigt glaubte, aufforderte sich kühnlich unmittelbar an ihn selbst zu wenden, und getrost zu erwarten, daß seine Beschwerden untersucht, und falls sie gegründet befunden würden, ihm die strengste Genugthuung, seinem Unterdrücker aber die schärfste Ahndung wiederfahren solle. Mit dem milden und humanen Geiste dieser Gesetze steht die barbarische Härte von andern in einem seltsamen Abstich. Uerger als Straßenraub und Meuchelmord

bestrafte Constantin die Sünden des Fleisches. Der Verführer sowohl als die Verführte, sollten lebendig begraben; Personen, die mit dem ehrlosen Gewerbe der Kuppelen sich beschäftigten, geschmolzenes Bley in den Schlund gegossen; zärtliche Eltern, die die Schande ihrer Kinder zu bedecken suchten, sollten der Güter beraubt und verweisen; Sklaven, die das Unglück ihrer Herrschaft offenbarten, mit der Freyheit belohnt werden. So blutdürstige Gesetze empören das gemeine Menschengefühl zu sehr, als daß sie jemalen sollten wahre Gütigkeit gewinnen können. In der That wurden auch die verhaßtesten von ihnen theils in den folgenden Regierungen aufgehoben, theils schon von Constantin selber gemildert, oder außer Übung gesetzt.

Jene alten und noch immer unbezwungenen Feinde des römischen Namens, die Bewohner des Rheins und der Donau, hinderten Constantinen während so friedlicher Beschäftigungen, des Gebrauchs der Waffen zu vergessen. Den Rhein hatte er der Vertheidigung seines Sohnes Crispus anvertrauet, und der muthige Jüngling führte sie mit solcher Kraft, er brach den Trotz der Franken und Allemannen durch so manche blutige Niederlage, daß sie während des Rests der Regierung Constantins die Gränzen des Reichs in Ruhe ließen. Den Schutz der Donau übernahm Constantin selber. Erstärkt durch eine mehr denn fünfzigjährige Ruhe; genesen von den schrecklichen Wunden, welche der Heldenmuth des

Claudius und Aurelian ihren Vätern geschlagen hatte; verbündeten die Gothen sich mit den Sarmaten des mäotischen Sumpfes, zogen über die Donau, und überschwemmten das römische Illyricum. Constantin, der sich gerade zu Thessalonich befand, flog herbei, schlug sie, und drängte sie über den Strom zurück. Nun stellte er eiligst die Brücke wieder her, die einstens Trajan über ihn geschlagen hatte, drang in das Innerste von Dacien, besiegte und erschlug den König Kostmund, und zwang die gedemüthigten Barbaren zu dem Versprechen, die weggeschleppten Gefangenen wieder herbeizugeben, und so oft er es verlangte, vierzigtausend Krieger in seinen Dienst zu stellen. Zum Andenken so rühmlicher und so heilsamer Thaten, stiftete er die sarmatischen Spiele.

323.

Schon war Constantin zu groß, als daß er einen, der ihm gleich war, hätte neben sich dulden sollen. Begierig griff er den ersten besten Vorwand, um mit Licinius zu brechen. Dieser beklagte sich, daß Constantin die Ruheheit gehabt, die Gothen und Sarmaten bis in sein Gebiet hinein zu verfolgen, und Constantins Verantwortung war eine Kriegserklärung. Um den großen Kampf für immer zu entscheiden, boten die beyden Nebenbuhler für diesmal alle ihre Kräfte auf. Zahlreichere Heere waren nie wider die Erbfeinde des Reichs ins Feld gerückt, als die Beherrscher desselben jetzt zu ihrer wechselseitigen Zerstörung einander entgegenführten. Licinius zählte in dem seinigen

nicht weniger denn hundertfünfzigtausend Mann zu Fuß, und funfzehntausend Reiter; Constantin in dem seinigen zwar nur hundertzwanzigtausend von jenen, und von diesen zehntausend. Wenn aber des Licinius Myriaden größtentheils aus Morgenländern bestanden, so bestanden die des Constantin aus Briten, Galliern, Germanen — Veteranen zum Theil, die nach siebzehn glorreichen Feldzügen unter Einem und dem nehmlichen Anführer, durch noch eine müthige Anstrengung sich für den Rest ihres Lebens eine ehrenvolle Muße zu erstreben hofften. Minder gleich waren die Seemächte der beyden Nebenbuhler. Licinius, der die betriebsamen und schiffreichen Provinzen Asiens und Egyptens besaß, war es leicht, mit einer Flotte von dreyhundert großen Galeeren den ganzen Hellespont anzufüllen. Constantin vermochte kaum aus allen Häfen Griechenlandes zweyhundert kleine Schiffe in dem nehmlichen Piräus zusammen zu ziehen, aus welchem das noch freye Athen wohl ehe eine viermal stärkere Macht ausgesendet hatte. Seinen Landtruppen wies er die Stadt Thessalonich zum Sammelplatz an, während Licinius die seinigen in der Ebene von Hadrianopel zusammenzog, und in der Nähe dieser Stadt die Ankunft des Feindes in einem wohl verschanzten Lager ruhig erwartete.

Bis zum Hebrus drang Constantin ohne Widerstand vor. Jenseit dieses Stroms sah er Licinius unzählbares Heer die Ufer, die Anhöhen, die Ebenen

bis an die Mauern von Hadrianopel bedecken. Mehrere Tage standen die Kriegsheere einander müßig gegen über. Ueberdrüssig dieses zwecklosen Zauderns, wagte es endlich Constantin, während er durch einen verstellten Brückenbau die Aufmerksamkeit des Feindes auf eine andre Gegend lenkte, an der Spitze einer kleinen, aber auserwählten Schaar von Reitern über den Hebrus zu gehn, und brachte den überraschten Feind in eine solche Unordnung, daß mittlerweile sein ganzes Heer Zeit gewann, ohne bedeutenden Verlust über den Fluß zu setzen. Das schwerste Hinderniß war jetzt gehoben. Die Feldschlacht, die gleich am folgenden Tage erfolgte, entschied sich bald. Jene neu angeworbenen wenig eingeübten morgenländischen Truppen konnten dem Muthe und der Gewandtheit der gallischen Veteranen nicht widerstehen. Die erste Linie ergab sich. Die zweyte ward zusammen gehauen. Was übrig war, flohe in die Berge. Noch den nehmlichen Abend ward das Lager mit Sturm erobert, und Licinius rettete sich hinter die Mauern des damaligen sehr festen Byzanz.

Um diesen Ort mit Erfolg zu belagern, um nicht aller Zufuhr beraubt, und vielleicht selbst umzingelt zu werden, mußte Constantin die See offen haben. Er befahl demnach seinem Sohn Crispus, dem Anführer der Seemacht, den Hellespont zu säubern, es möge kosten, was es wolle. Crispus wohlwissend, daß in so engen Gewässern die Menge der Schiffe ihm mehr hinderlich als nützlich seyn würde,

nahm achtzig seiner stärksten Galeeren, und griff den ungleich stärkeren, aber eben durch seine Stärke unbehülflichen Feind mit großem Nachdruck an. Nur die Nacht endigte das Gefecht dieses Tages. Von den streitenden Flotten zog sich die eine an die asiatische, die andere an die europäische Rhede zurück. Am folgenden Tage kam ein frischer Südwind dem Crispus zu Hülfe. Durch ihn begünstigt, wiederholte er den Angriff, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Hundert und dreyßig Fahrzeuge wurden versenkt, und was übrig war, zerstreute sich. Mittlerweile war Constantin nicht müßig gewesen. Die Belagerung von Byzanz war beträchtlich fortgerückt. Erdwälle waren aufgeschüttet worden, die den Mauern der Stadt an Höhe gleich waren. Von den Thürmen, die auf diesem Grund ruhten, wurden Steine und Geschosse in das Innere der Stadt geschleudert. Den gewaltigen Stößen der Sturmböcke begannen die erschütterten Mauern schon nachzugeben. Jetzt dünkte es Licinen hohe Zeit die Stadt zu räumen. Er gieng nach Asien über, ernannte hier seinen Magister Officiorum, den Martellian, zum Genossen seines Purpurs und seiner Gefahren, und wandte nun seine ganze Sorgfalt da auf, wie er ein neues Heer zusammenbringen, und seinem Gegner noch einmal die Stirne bieten könnte.

In der That sahe er sich bald wieder an der Spitze eines Heeres, das dem vorigen an Stärke wenig nachgab. Constantin hob die noch immer

fortdauernde Belagerung von Byzanz unverzüglich auf, und setzte mit dem besten Theil seiner Völker nach Asien über. Bey Chrysopolis hinter Chalcedon ereilte er seinen Feind, tödtete ihm gegen fünf und zwanzigttausend Mann, und zersträute die Uebrigen ohne Wiederkehr. Jetzt ergab sich Byzanz und Chalcedon. Nicomedien, wohin Licinius geflüchtet war, ward eingeschlossen. Aber schon am Tage nach Constantins Ankunft kam seine Schwester, Licinius Gattin, zu ihm ins Lager, um für ihren Gatten um Gnade zu bitten. Constantin bewilligte sie ihr, unter der Bedingung jedoch, daß Licinius sowohl als Martellian den Purpur ablegen sollten. Entblößt von allen Hülfsmitteln mußte Licinius sich die demüthigende Zumuthung gefallen lassen, erhielt eine neue eidliche Zusicherung seines Lebens und seiner Freyheit, und gieng, um seinem Herrn und Meister sich zu Füßen zu werfen. Mit stolzer Herablassung hob dieser ihn auf, begnadigte ihn mit einem Plaze an seiner Tafel, schickte ihn sodann nach Thessalonich, und ließ den unglücklichen Geis dort bald nachher ermorden, ob auf Zurathen der Soldaten, oder in Folge eines Decrets des Senats, oder zur Strafe abermaliger heimlicher Anzettlungen, ist eine Aufgabe, welche die Geschichte nicht auflöst! Genug: Licinius war hin! Der Orient huldigte dem Ueberwinder, und die ganze römische Welt gehorchte nach sieben und dreyßigjähriger Trennung einmahl wieder einem einzigen Oberherrn.

Constantins kirchliche Thaten.

Dreihundert Jahr schon vor Constantin war Jesus Christus aufgetreten, um ein Reich Gottes auf Erden zu stiften. Sein göttlich großer Plan umfaßte nichts geringers, als die Scheidewand zwischen Völkern und Völkern einzureißen, Partikulargottheiten und Partikularreligionen zu verdrängen, dagegen aber durch die Verehrung Eines höchsten moralischen Welt schöpfers die Geschlechter der Menschen zu Einer einzigen glücklichen Familie zu verschwistern und zu verbrüdern. Daß jener Eine große und gute Geist, ein Vater aller seiner Kinder sey, und daß kein Volk der Erde ein ausschließendes Recht an seine Wohlthaten habe; daß er wolle angebetet seyn im Geist und in der Wahrheit, nicht aber mit Formeln und Tempeldienst; daß es keine andere Frömmigkeit gebe, als die Tugend, und keine andere Tugend als die Lauterkeit der Gesinnungen, und eine standhafte uneigennützigte Pflichtenübung; daß eine weise Güte die Welt regiere, eine Vorsehung, die die Feldlilie kleide, die Vögel des Himmels speise, und auch die Haare unsers Hauptes zu zählen nicht verschmähe; daß dieses Leben nur die Vorbereitung zu einem andern, und daß in diesem andern alle Räthsel des gegenwärtigen aufgelöst, daß dort die Würdigkeit mit der Glückseligkeit in Harmonie gebracht, jede hier unbestraft gebliebene Lücke dort gerochen, und auch die kleinste hier nicht vergoltene gute That mit immerwährenden seligen

Folgen begränzt und belohnt werden solle — diese Wahrheiten, die Quellen aller Sittlichkeit und aller Beruhigung, die vorher ausschließend das Eigenthum weniger Auserwählten waren, wurden durch Jesum von Nazareth in allgemeinen Umlauf gebracht, und zum Volksglauben ausgeprägt. Der Charakter dieses seltenen Mannes war ganz Lauterkeit, Reinigkeit, Humanität und Harmonie. Seine Thaten waren Ausblühungen der alleruneigennützigsten Menschenliebe. Der Nimbus des Wunderbaren, der sie umgab, diente, den rohen und sinnlichen Menschen, unter denen er lebte, seine höhere Sendung zu beglaubigen, während die wenigen Edlen und Weisen, durch den göttlichen Gehalt seiner Lehre hinlänglich überzeugt, einer solchen Beglaubigung nicht bedurften. Ein Hinderniß stand ihm entgegen: der Glaube seines Volkes an die Nähe eines irdischen Nationalbeglückers. Dies engherzige Vorurtheil drohete, alle seine Mühwaltungen zu vereiteln, und seinem wohlthätigen Plane eine höchst verderbliche Richtung zu geben. Nur ein Mittel gab es, das gefährliche Vorurtheil auf immer zu zerstören, und er wählte es ohne Bedenken. Ueberzeugt, daß ein längeres Verweilen auf seinem dermaligen Schauplatze seinen Absichten mehr schaden als frommen würde, trat er ohne Prunk und Gepänge eben so still und geräuschlos von ihm ab, als er ihn betreten hatte. Freywilliger ist kein Weiser gestorben! Eigentlicher hat kein Sterblicher sich für

die Sache der Wahrheit aufgeopfert, als dieser ächte Heiland und Erlöser seiner Brüder.

Seine Jünger, durch ihres Meisters Unterricht belehrt, durch seinen Umgang veredelt, von seinem heiligen Geiste angeblasen, durch den Glauben an seine höhere Natur, seine Auferstehung und Auffahrt zum unüberwindlichsten Muthе exaltirt, setzten fort, was er begonnen hatte, und verkündigten den Völkern des Erdbodens seinen Namen, seine Schicksale und seine einfach erhabene Lehre. Glühend von dem Feuer der Ueberzeugung, und gleichwohl eine weise Biegsamkeit nicht verachtend, wußten sie ihre neue Botschaft den mannichfaltigen Bedürfnissen und Vorstellungsarten ihrer Zuhörer klüglichst anzupassen. Was Wunder denn, wenn Menschen von allen Ständen, Klassen, Philosophien, Denk- und Glaubens-, und Empfindungsweisen zu der neuen Lehre übertraten. Der Jude fand in ihr die Aufklärung aller seiner Hieroglyphen, der denkende Heide die Bestätigung seiner freyeren Ideen. Der Forscher fand Beschäftigung in ihr; der Blindlingsglaubende Befriedigung. Der Dürstige fühlte sich reich in ihr, der Sklave frey, der Unglückliche glücklich. Dem ganzen, unter dem Drucke eiserner Zeiten schwachtenden Menschengeschlechte konnte nichts willkommener seyn, als jenes beständige Hinweisen des Evangelii auf eine unsichtbare Welt, eine Welt der Errettung, Belohnung, Befriedigung, der Verwirkli-

chung jedes Glückseligkeitsideals, das jeder Einzelne im Busen trug.

Rechnet man hiezu so manche äußere Umstände die die Gründung der neuen Religion begünstigten: die Verbreitung der heiligen Bücher der Hebräer, den erleichterten Zusammenhang des ganzen gesitteten Erdkreises; die allgemeine Verständlichkeit der griechischen Sprache vom Euphrat bis zur Themse; das Aufkommen der ekletischen Philosophie; den schwärmerischen Hang des Zeitalters zu allen Arten des ausländischen Cultus und zu den sogenannten Mysterien, insonderheit den Verfall des alten staatsgerechten Heidenthums, und den Kaltsinn seiner Bekenner; den Enthusiasmus hingegen der Christen, ihren Eifer Proselyten zu machen, ihr festes Zusammenhalten, ihre hierarchische Verfassung, ihre Tugenden, ihre Standhaftigkeit, ihre Schwärmeren; berechnet man das alles, so erscheint die erstaunenswürdige Schnelle, mit welcher dieser neue Glaube den Erdkreis durchflog, und das ganze Gedankenreich der Menschen umwandelte, minder wunderbar und unbegreiflich. In der That war die neue Botschaft kaum zwanzig Jahr nach ihres Stifters Tode schon in allen Theilen der kultivirten Welt erschollen. Im Anfange des zweyten Jahrhunderts klagt Plinius, daß die Tempel verfielen, die Altäre einsanken, und das Fleisch der Opferthiere keine Käufer fände. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts herrschten zu Edessa und in Aethiopien christliche Könige; meh-

rere barbarische Nationen waren zum Christenthum übergetreten; in Persien drohte die neue Lehre der alten Staatsreligion den Untergang, und im römischen Reiche hielten ihre Bekenner den Bekennern des alten Gottesdienstes beinahe die Wage.

Der lobenswürdige Duldungsgeist der römischen Verfassung kam dem Aufblühen der neuen Lehre nicht wenig zu statten. Man verlor ihre Bekenner anfangs unter den Juden, und als sie von den Juden ausgiengen, übersah man diese Eine Sekte unter so unzähligen andern. Erst, als es sich zeigte, daß dieser neue Glaube sich mit keinem andern vertrüge, daß er den Umsturz der Staatsreligion bewirke, daß seine Anhänger dem Kaiser nicht nur jene üblichen politisch religiösen Ehrenbezeugungen verweigerten, sondern auch die Schutzgötter des Reichs als Dämonen und verdammte Geister verwünschten und verfluchten, nun erst begannen die römischen Machthaber diese fanatischen Sektirer als Feinde des Staates, des Kaisers, der Götter und des Menschengeschlechtes zu betrachten, und nun erst fanden sie es für gut, sie durch Gesetze einzuschränken, deren Handhabung jedoch immer von der jedesmaligen Einsicht, Gesinnung und Politik der Kaiser und ihrer Stellvertreter abhing. Es stand auch jetzt das Christenthum bereits zu fest, als daß es durch so glimpfliche Maßnehmungen, wie im Ganzen noch immer in Hinsicht seiner beobachtet wurden, hätte vertilgt werden

den Können. Neros Grausamkeiten galten den Christen nicht als Christen, sondern als angeblichen Nordbrennern. Domitian zürnte, daß sie sich zum Gewissen rechneten, zum Bau des Capitols beyzutragen. Trajan verbot sie aufzusuchen, erlaubte jedoch, die Ueberwiesenen nach den Gesetzen zu behandeln. Hadrian verachtete und duldete sie. Die beyden Antonine waren zu religiös, als daß sie gegen die Feinde der väterlichen Religion hätten ganz gleichgültig seyn können. Der tyrannische Commodus war gleichwohl nachsichtig gegen die Christen: Severus begünstigte sie, und erlaubte ihnen nicht nur eigene gottesdienstliche Häuser zu bauen, sondern zur Unterhaltung derselben auch liegende Gründe anzukaufen. Alexander's Mutter beschützte den Origenes, und ihr Sohn hatte unter andern Hausgöttern, auch einen Christus in seiner Kapelle. Maximins Verfolgung galt den Günstlingen seines Vorfahren; Decius strengere Maßregeln den Verderbern der römischen Sitten. Valerians Gesetze wurden durch seinen Sohn Gallienus wieder außer Übung gesetzt, und die Kirche genoß bis in die letzten Jahre Diocletians einen Frieden, der ihres Reinigkeit, Einfach und Sittenstrenge nur allzu verderblich wurde. Nun erst erhob sich die letzte längste, allgemeine, und wirklich planmäßige Verfolgung, die unter Galerius, Maxentius, Severus und Maximian, bald mehr, bald minder heftig

in allem zehen Jahre hintereinander wüthete, und der Kirche nach einer wahrscheinlichen und freygebigen Berechnung in allem höchstens funfzehnhundert Märtyrer verschafft haben mag. — Welch ein Abfall gegen die Millionen, mit deren Blute der christliche Fanatismus überall, wo es ihm gelang, sich des Scepters und des Schwertes zu bemächtigen, fast jeden Fleck des Erdbodens düngte.

Derjenige, welcher der neuen Religion anfangs durch ein allgemeines Duldungsedict bloß Sicherheit, dann durch seinen eigenen Uebertritt Glanz und Ansehen, dann durch eine Reihe begünstigender Gesetze entschiedenes Uebergewicht und wirkliche Herrschaft verschaffte, war Constantin der Große. Welches eigentlich die Triebfeder gewesen, die Constantinen zu diesem Schritte bestimmte; ob Ueberzeugung? ob Politik? ob beydes zugleich? wird für immer unentschieden bleiben. Bis ins vierzigste Jahr scheint er zwischen dem Christenthum und dem Glauben seiner Väter geschwankt zu haben. Von seinem Vater hatte er ohne Zweifel ein günstiges Vorurtheil für das erstere geerbet. Dem zufolge widerrief er nicht nur in seinem gallischen Staate die Verfolgungsbedicte, welche seine Gehülffen in den ihrigen noch immer in Ausübung brachten, sondern er gewährte auch den Christen eine freye und ungekränkte Uebung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche. Zu gleicher Zeit aber vergötterte er seinen Vater; er beschenkte die Altäre der Götter, und wollte vorzüglich für einen Verehrer, ja

sogar für einen Liebling und vertrauten Freund des Apoll angesehen werden. Während seines Feldzuges wider den Maxentius äußerte seine Vorliebe für das Christenthum sich schon in bestimmteren Zügen. Eines Theils konnt es ihm nicht entgehen, daß der Beystand einer so mächtigen und schwärmerisch eifrigen Parthey für ihn von unendlicher Wichtigkeit wäre; anderntheils mochte die Mißlichkeit seiner dermaligen Unternehmung ihn auch in jenen Tiefinn, jene Schwüle, jene Beklommenheit versenken, worin die Seele religiösen Eindrücken, Täuschungen der Phantasie, Träumen, Gesichtern und Erscheinungen besonders offen ist. Während jenes Feldzuges soll Constantin über die mannichfaltigen widersprechenden Religionsmeynungen der Menschen vorzüglich lebhaft nachgedacht; er soll die Gottheit um Erleuchtung und Offenbarung in einer für die Beruhigung des denkenden Geistes so unendlich wichtigen Angelegenheit mit Inbrunst angerufen; er soll hierauf jenes leuchtende Kreuz mit der Umschrift: In diesem siege! am hellen Mittage am Himmel wahrgenommen haben, und in der nächstfolgenden Nacht in einem Traume aufgefordert worden seyn, die Adler seiner Legionen, mit dem Labarum, einer mit dem Namenszuge Christi durchwinkten Fahne, zu vertauschen. Es beruhen aber alle diese Geschichten ganz allein auf dem Zeugnisse des einzigen Eusebius, welcher abermal zu ihrer Beglaubigung nichts anders

anzuführen weiß, als eine eidliche Versicherung des damals schon verstorbenen Constantin; welcher nicht einmal gewagt hat einen so merkwürdigen Zug in seine Kirchengeschichte mit aufzunehmen, wie denn auch alle Schriftsteller des so leichtgläubigen und wunderhungrigen fünften und sechsten Jahrhunderts desselben mit keinem Worte gedenken. — Die neue Parthey ermangelte inzwischen nicht, ihres Helden Waffenglück als eine Belohnung seiner Gottesfurcht zu feyern, und Constantin machte einer solchen Meinung sich immer würdiger. Unmittelbar nach der Eroberung Italiens entwarf er einstimmig mit dem Licinius jenes berühmte meyländische Edict, vermittelst dessen einem jedem, er sey wer er wolle, und bekenne welchen Glauben er wolle, die freye Uebung seiner Religion zugestanden, namentlich aber den Christen alle bürgerliche und religiöse Rechte zugesichert, und der Kirche die ihr entrissenen Ländereyen und Gebäude wieder zugesprochen wurden: damit auf diese Weise nicht nur die Ruhe des Reiches befestiget, sondern auch die Gottheit, deren Sitz im Himmel ist, ausgesühnet, und das Volk sowohl, als dessen Beherrscher ihres Schutzes und ihrer Obhut immer würdiger würden.

Von nun an zeigte sich Constantin immer mehr als erklärter Freund, wenn gleich noch nicht als Profesant des christlichen Glaubens. Er duldete am liebsten Christen um seine Person. Er berief ihre be-

rühmtesten Lehrer an seinen Hof. Er übergab seinen Sohn Crispus dem Unterrichte des Lactantius. Er nahm Kenntniß von den inneren Streitigkeiten der Kirche. Er verordnete die Feyer des Sontags. Er befreiete den Clerus von allen bürgerlichen Lasten. Er hob die römischen Gesetze wider die Ehelosigkeit auf, und beschützte dagegen den Eölibat. Licinius gewalthätige Maßregeln gegen die von ihm begünstigte Sekte, gaben ihm einen Vorwand mehr, mit diesem lästigen Nebenbuhler zu brechen. Sein Feldzug gegen ihn hat fast das Ansehen eines Kreuzzuges zur Vertheidigung des Christenthums; und kaum sah er durch Licinius Tod sich im alleinigen Besitz des Reichs, so bekannte er sich ohne ferneren Rückhalt öffentlich zu der neuen Parthey, und ermahnte in einem Circularschreiben an die Städte des Orients diese seine neue Unterthanen seinem Beyspiel zu folgen, den Greueln des Heydenthums zu entsagen, und sich zum Christenthum zu bekennen, dieser ältesten, vernunftmäßigsten, und beruhigendsten von allen Religionen.

Ein solches Beyspiel und eine so vollwichtige Anempfehlung konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Es zeigte sich bald daß der neueröffnete Weg zum Himmel, auch der sicherste zum zeitlichen Glücke wäre. Zwar wurden die Ungläubigen nicht eigentlich verfolgt, aber sie wurden hinten angeetzt, und vernachlässiget. Christliche Statthalter wurden vorzugsweise in den verschiedenen Provinzen gesetzt. Dem

fanatischen Eifer der Bischöffe und Mönche ward nachgesehen. Tempel wurden zerstört, Altäre umgestürzt, die berühmtesten Götzenbilder vernichtet, die Opfer und Auspicien gänzlich untersagt. Was Wunder, wenn bey solchen Maßregeln binnen wenigen Jahren, in allen Provinzen des Reichs, Rom und Egypten etwa ausgenommen, die neue Parthen bey weiten die zahlreichere und mächtigere wurde.

Mit dem Eifer, der den Proselyten eigen ist, beschäftigte sich Constantin während eines großen Theils seines noch übrigen Lebens mit kirchlichen Dingen. Der Flor der Kirche lag ihm nicht minder am Herzen, als der Flor des Staates; die Organisation der kirchlichen Hierarchie nicht minder, als die Verbesserung der bürgerlichen Verfassung; die Vertilgung sogenannter Ketzer nicht minder, als die Bezwingung der Gothen, Franken und Sarmaten. Es war das Lieblingsgeschäft seiner reiferen Jahre, theologische Probleme zu untersuchen, die geweihten Klopffechter anzuhören, und ihre oft haarscharfen Unterscheidungen mit Geduld und Anstrengung zu prüfen.

Unmittelbar nach der Eroberung des Orients gab Constantin ein Gesetz, welches in einer äußerst leidenschaftlichen Sprache über den Starrsinn der Schismatiker klagt, ihre Versammlungen für widergesetzlich erklärt, und ihre Güter zu Gunsten des Staats, oder der Kirche einzieht. Dies Gesetz hatte er auch wider die Novatianer in Ausübung bringen lassen, eine afrikanische Sekte, die sich mehr

durch die Strenge ihrer Disciplin, als durch abweichende Glaubenslehren von der herrschenden Kirche unterschied. Mit lobenswürdiger Freymüthigkeit erkannte und gestand er jedoch in einem hellern Augenblicke seine Uebereilung, widerrief die Maßregeln, die man wider diese unschuldigen Menschen genommen hatte, erlaubte ihnen eine Kirche zu Constantinopel zu bauen, und berief ihren Bischof Acesius, sogar zum nicänischen Concilium. „Mag doch, soll er im wahren Geiste der Duldung bey dieser Gelegenheit gesprochen haben, mag doch Acesius mittelst seiner eignen Leiter in den Himmel steigen!“

Auch die Donatistischen Streitigkeiten, sahe der Kaiser sich gemüßigt, vor seinen Richtersstuhl zu ziehen. Die Veranlassung dieses ärgerlichen Zankes war eine gedoppelte Bischofswahl zu Carthago. Cäcilian ward zuerst gewählt, aber mit so unschicklicher Eil, daß die numidischen Bischöfe, sechzig an der Zahl, sich berechtigt hielten, in der Person des Majorinus einen andern Bischof zu wählen. Majorin starb bald, und machte dem Donatus Platz, einem gelehrten und verdienstvollen Mann, der dieser ganzen Parthey Ansehn, Einfluß und Namen gab. — Beyde Partheyen beschuldigten einander des Verbrechens, unter der Verfolgung des Diocletian den Heyden die heiligen Bücher ausgeliefert zu haben; beyde verketzerten, verfolgten und und verdamnten einander mit aller

Wuth, die von jeher den kirchlichen Faktionen eigen war. — Jetzt gelangte Constantin zum Besitz von Afrika, und die Donatisten wandten sich an ihn. Zu Rom ward ihre Sache von einer Anzahl gallischer Bischöfe untersucht, die den Cäcilian für rechtmäßigen Bischof, seine Gegner aber für Schismaticker erklärten. Unzufrieden mit diesem Ausspruche verlangten sie eine Untersuchung an Ort und Stelle. Sie erhielten sie, und wurden abermal verurtheilt. Immer noch schrien sie über Partheylichkeit. Constantin ließ sich daher bewegen, eine neue und so zahlreiche Kirchenversammlung zu Arelate zusammen zu berufen, daß sie wohl zu den Allgemeinen gezählt werden dürfte; aber auch hier verloren die Donatisten. Noch immer nicht überzeugt, appellirten sie vom Concillium an den Kaiser! Ueber die unverständigen Menschen! rief der fromme Constantin, von dem Ausspruch der heiligen Väter an mich zu appelliren, an mich der ich selbst den richterlichen Spruch Jesu Christi erwarte! Gleichwohl ließ er sich nicht lange nachher bewegen, ohne einige Zuziehung von Bischöfen, zu Mayland ihre Sachen in eigener Person zu untersuchen. Und auch hier erschienen die Donatisten in einem so nachtheiligen Lichte, daß Constantin sich verbunden achtete, nicht nur ihnen ein ewiges Stillschweigen aufzuerlegen, sondern auch ihre vornehmsten Anführer als Unruhmüßler des Landes zu verweisen. Auch diese Strenge vermochte ihre

Standhaftigkeit nicht zu brechen. Vielmehr erwuchs die verdrießliche Zänkerey zu einer förmlichen Spaltung, welche die afrikanische Kirche mehr denn dreyhundert Jahre zerrüttete.

Unendlich verderblicher wurden die
 518.
 arianischen Streitigkeiten. Diese zerrütteten Staat und Kirche in dem ganzen Umfange ihres Gebietes. Egypten, das fruchtbare Mutterland so mancher zweckloser Gräbeleyen, erzeugte auch diesen unseligen Streit. Arius, ein talentvoller Presbyter zu Alexandrien, konnte es mit seiner Vernunft nicht reimen, daß der Logos, der Gezeugte, dem Vater, dem Zeugenden, gleich ewig seyn solle; vielmehr glaubte er behaupten zu müssen, daß dieser, wiewohl von unendlich erhabenerer Natur, als alle übrige Geschöpfe, wiewohl unausdenklich früher als die gesammten durch ihn geschaffenen Welten, dennoch aber in der Zeit durch den Willen des Vaters aus Nichts geschaffen worden. Das dächte Arius Vorgesetzten, dem Bischofe Alexander zu Alexandrien, todeswürdige Gotteslästerung und seelenverderbliche Ketzerey. Er versammelte seine Diocesanen, verurtheilte Arius Lehren, und that ihn und alle seine Anhänger in Bann. Einem so einseitigen Machtspruche glaubte Arius, der die Vernunft und die Schrift für sich zu haben meinte, sich nicht unterwerfen zu dürfen. Er fuhr fort, seine Meinungen zu verfechten, und seine Beredsamkeit, seine Gelehrsamkeit, selbst das Interesse, das ein Verfolgter so leicht

gewinnt, erwarb ihm täglich neue Anhänger. In Asien besonders traten viele Bischöfe zu ihm über, und unter ihnen namentlich die beyden Eusebe, der eine von Caesarea, der andre von Nicodemien, Männer, die durch ihre Gelehrsamkeit, ihre Staatskunde, und ihren Einfluß bey Hofe der sich rechtgläubig dünkenden Parthey sehr gefährlich zu werden drohten. Zu ihnenen flüchtete Arius. Mit Vorliebe nahmen sie ihn auf; erlaubten ihm die Uebung priesterlicher Verrichtungen, und veranstalteten sogar in Bithynien und Kappadocien verschiedene Synoden, auf welchen Alexanders Bannspruch zurück genommen, und auf ihn selbst zurückgeschleudert wurde. Nun gerieth der ganze Orient in Bewegung. In Egypten, Asien, Bithynien, Palästina, zankte, disputirte, distinguirte alles, was Odem hatte, über Materien, die gänzlich außer dem Bezirke möglicher Erkenntniß liegen. Die Partheyen erhizten sich. Es kam zu Tumulten, und wirklichen Meutereyen, in deren einer Constantins Bildsäulen beschimpft und verstümmelt wurden — eine Utracität, wider welche, als gegen Hochverrath und Majestätsschändung, die Höflinge die äußerste Strenge der Gesetze aufzubieten riethen, die aber der diesmal großmüthige Constantin überall zu ahnden verschmähte: weil, wie er lächelnd sagte, die zermalmenden Steine doch nur seinen steinernen Kopf getroffen hätten, nicht aber den wahren. Er, der die Unversöhnlichkeit streitender Gottesgelehrten noch nicht aus Erfah-

rung kannte, glaubte die Kämpfenden durch einen
 Vorschlag zur Güte vergleichen zu können. Mit acht
 landesväterlicher Weisheit und Milde schrieb er an
 Julius und Alexander: Sehr voreilig hätten sie Streit-
 fragen auf die Bahn gebracht, deren Entscheidung
 allem menschlichen Scharfsinn entchlüpfe; so außer-
 wesentliche Punkte dürften keinen Vorwand geben, die
 christliche Eintracht zu verleugnen; möchten sie doch
 beyde darüber in ihrem Herzen glauben, was sie woll-
 ten; nur des Disputirens darüber sollten sie sich ent-
 halten, aus Liebe zum Frieden, und zur Verhütung
 größeren Uergernisses. Rührend war der Schluß die-
 ses Schreibens: Gebt mir wieder, was ihr mir ge-
 raubt habt; meine heiteren Tage meine ruhigen
 Nächte. Was bleibt mir übrig, wenn ihr fortfahrt,
 euch zu zanken? Seufzer, Thränen, fortwährende
 Beängstigung. Woran soll ich, der Lane, mich hal-
 ten, wenn die Diener Gottes, meine Mitknechte,
 einander hartnäckig zerfleischen! ich hatte mir vorge-
 setzt, euch zu besuchen; mein Herz flog zu euch hin-
 über; aber eure unieligen Zänkereyen verschließen mir
 die Pforten des Orients. Vereiniget euch, um sie
 mir wieder zu öffnen. Macht mir die Freude, alle
 meine Kinder einträchtig und glücklich zu sehen! O
 wie will ich dann so gerne meine Hymnen zu den eu-
 rigen mischen! Wie will ich gemeinschaftlich mit
 euch dem Herrn des Weltalls so brünstig danken:
 für die Eintracht und den Frieden, welchen er uns
 gewährte. — Weit entfernt durch eine solche Zuschrift

gerührt und beschämt zu werden, hatten die kämpfenden Partheyen nichts angelegentlicher, als den Kaiser von der unendlichen Wichtigkeit der obhandenen Streitfrage, und von der Gefahr der ganzen Christenheit, ja seiner eigenen Seele zu überzeugen. Hosius, Constantins Günstling, Bischof von Corduba, den er, als Friedensvermittler, mit jenem Schreiben nach Alexandrien abgeordnet hatte, konnte sich selbst nicht enthalten, Parthey zu nehmen, und er nahm sie zu Gunsten Alexanders. Noch eine Synode ward gehalten, und Arius noch einmal anathematisirt. Um der Kirche den Frieden wieder zu geben, sahe der von allen Seiten bestürmte Kaiser keinen anderen Weg, als gerade den Einen, der den Riß für immer unheilbar machen mußte — die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Alle Bischöfe des Reichs wurden zu Anfange des Jahres dreyhundert und vier und zwanzig nach Nicäa in Bithynien entsboten. Dreyhundert und neunzehn versammelten sich wirklich. Mit großer Feyerlichkeit und einem tiefen Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit und Untrüglichkeit eröffneten die heiligen Väter am neunzehnten Janius ihre Sitzungen unter des Kaisers eigenem Vorsitz. Dreyhundert und ein Bischöfe verfochten die Sache Alexanders. Nur achtzehn, die freylich zu den gelehrtesten gehörten, standen auf Seiten des Arius. Was Wunder, wenn diese wenigen überschrien, ihre Vorschläge zur Güte verächtlich abgewiesen, und ihre besonnensten und gemildertsten Bekenntnisse mit Un-

willen und mit Hohngelächter verworfen wurden. Nach zweimonatlichem Gezänk entschied die heilige Synode fecklich, daß der Sohn Gottes dem Vater gleich wesentlich, *homoousios*, wäre, ein Ausdruck der Scholastik, den sie mit lautem Triumph aus einem Schreiben des Eusebius aufgehäset hatten, und der Jahrhunderte lang das Schiboleth der Orthodorie, die Lösung des Fanatismus, und das Feldgeschrey religiöser Meuterereyen wurde. Nostias setzte eine Formel auf, in welcher jene unerklärliche Gleichwesentlichkeit als der Kern der christlichen Lehre aufgestellt, über Arius aber und seine Meinungen das Anathema ausgesprochen wurde. Diese Formel sollten die dissentirenden Bischöfe unterschreiben; und zwar bey Strafe der Entsetzung und Verbannung. Drey unterzeichneten sogleich — die beyden Eusebe sträubten sich, unterzeichneten jedoch endlich die Formel, nicht aber das Anathema. Nur Secundus von Pto-
lomis und Theones von Marmarica blieben standhaft, und wurden, so wie Arius, sogleich ins Elend verwiesen. Constantiu, berauscht von der unaussprechlichen Ehre, der Kirche den Frieden, und der Glaubenskraft ihrer Mitglieder neue Uebung zu geben, verwandelte den Schluß der Kircherversammlung in ein Reichsgesetz, und ließ ein Edict ausgehen, in welchem von Gottes, des Kaisers, und der hochheiligen Synode wegen, bey Verlust zeitlicher und ewiger Seligkeit, der ganzen Christenheit befohlen wurde, den Sohn für gleichwesentlich mit dem

Vater zu halten; Arius Schriften aber zum Feuer, und alle, welche dieselben wissentlich hegten, sogar zum Tode verdammt wurden.

So mit Feuer und Schwert in die wildlodernde Flamme schlagen, hieß dieselbe nur noch weiter auseinander sprengen. Durch Vereinigung mit der früheren Sekte der Meletianer verstärkten sich die Anhänger des Arius. Durch Constantia, Constantins Lieblingschwester, versöhnten sie den Kaiser. Arius ward zurück gerufen, um seine Sache vor dem Kaiser selbst zu führen; und es ward ihm leicht, denselben von seiner Rechtgläubigkeit zu überzeugen. Jetzt erschien auch Eusebius von Nicomeden wieder bey Hofe. Seinen rastlosen Bemühungen gelang es, den Kaiser vollends umzustimmen. Zu Tyrus, Jerusalem und Constantinopel wurden zahlreiche Synoden gehalten, welche die zu Nicäa ausgesprochenen Anatheme zurück nahmen, Athanasen aber von Alexandrien und Eustathius von Antiochien ihrer Thronen entsetzten. Schon sollte Arius selber zum äußersten Aergerniß des Bischofs und der Homouster in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden, als dieser denkwürdige Mann gerade in der Nacht vor dem zu dieser Ceremonie anberaumten Tage durch einen so plötzlichen, grausamen, und mit so verdächtigen Symptomen begleiteten Tod hingerafft wurde, daß man sich des Argwohns nicht erwehren kann, die rechtgläubige Parthey habe zu dem so gelegenen plötzlichen Hintritt dieses ihres Todfeindes

durch etwas mehr als durch ihr Gebet mitgewirkt. Constantin war inzwischen nicht zu bewegen, den Athanasius zurück zu berufen. Vielmehr ließ er, der erste christliche Kaiser, in seinen letzten Augenblicken die Taufe aus den Händen eines Arianers.

Erbaung von Constantinopel.

324. Rücksichten der Eitelkeit, der Staatsflugheit und der Religion bestimmten Constantinen zu dem Entschlusse in der Mitte seiner weiten Staaten eine Stadt zu gründen, die seinen Namen verewigte, die Beschützung der Gränzen erleichterte, und durch die Gräuel der Abgötterey nie entweiht wäre. Die Wahl des Ortes machte ihm anfangs einige Unruhe. Asien und Europa, der Bosphorus und der Hellespont, das alte Troja und das neuere Byzanz zogen ihn wechselseitig an sich, bis endlich die ganz einzige Lage des letzten bey ihm entschied. In einer Ecke Europens, im Angesicht Asiens, bespült gegen Mittag vom Propontis, gegen Morgen vom Bosphorus, gegen Mitternacht von dem sogenannten goldnen Horn; begünstigt durch Milde des Clima, Fruchtbarkeit des Bodens, die allermalerischste Umlage, und die rücksichtswürdige Bequemlichkeit zweener geräumiger und sicherer Häfen, schien diese Gegend von der schaffenden Natur gleichsam selbst bestimmt, den beyden angränzenden Welttheilen eine Hauptstadt zu geben. Die beyden Meerengen des Bosphorus und des Hellespont, deren jener das

schwarze, dieser das mittelländische Meer eröffnet, gleichen zween immer offenen Pforten, durch welche der Staat mit jedem wechselnden Winde die Schätze der entlegnen und entgegengesetzten Erdgegenden zugeführt wurden; während die fischreichen Gewässer des Propontis, und die fruchtbaren Fluren des benachbarten Thraciens und Bithniens, auch auf den Fall, daß feindliche Flotten jene Engen verschloffen, den Ort vor dem Aushungern sicherten.

Das alte Byzanz war schon siebentehalbundert Jahre vor Christo von einer Kolonie Megarenser gegründet worden. Eine Zeitlang behauptete es seine Unabhängigkeit. Dann erlag es nach und nach der Uebermacht der Perser, der Lacedämonier, der Athener, der Römer. Unter dieser letzteren wohlthätigen Schutze gelangte es zu Pracht, Glanz und Festigkeit. Während der bürgerlichen Kriege, die den römischen Staat in dem ganzen Laufe des dritten Jahrhunderts zerrütteten, ward es mehreremale verwüstet, einmal gänzlich zerstört. Eben jetzt hatte es vermöge der überaus günstigen Lage sich wieder zu einigem Flor empor gearbeitet, als Constantin, auf ausdrücklichen Befehl der Gottheit; wie er vorgab, den Entschluß faßte, das alte Byzanz durch die Erbauung eines neuen Rom zu verdrängen.

Am Tage der feyerlichen Grundlegung sahe man Constantinen an der Spitze eines glänzenden Gefolges hervortreten, und mit der Lanze den Umriss des

neu

neuen Romß bezeichnen. Diese Zeichnung schien kein Ende nehmen zu sollen. Einer seiner Begleiter bemerkte: Er habe bereits den Bezirk der möglichst großen Stadt überschritten. Majestätisch antwortete Constantin: Ich werde inne halten, sobald es meinem unsichtbaren Führer, inne zu halten gefallen wird.

Das alte Byzanz hatte nur einen jener sieben Hügel umschlossen, die noch jetzt innerhalb der Ringmauern Constantinopels einer hinter dem andern empor steigen, und zwar jenen, welcher das äußerste Vorgebirge des Isthmus ausmacht. Constantin beschloß fünf dieser Hügel in seinem Umrisse. Hundert Jahre später waren auch die beyden übrigen mit Gebäuden bedekt, und bedurften wider die unaufhörlichen Streifereyen der Barbaren eine Einfassung, mit welcher der jüngere Theodosius sie versah. Jetzt betrug die äußerste Länge der Stadt von der äußersten Spitze des östlichen Vorgebirges bis zu dem sogenannten goldenen Thor gegen Abend vierzehntausend und fünf und siebenzig Fuß, die größte Breite sechstausend einhundert und fünfzig Fuß, der Umfang zwischen zehn und eilf römischen Meilen, und der Flächeninhalt gegen zweytausend Morgen Landes — eine in der That sehr beträchtliche Größe, die jedoch von mehreren Städten der alten sowohl, als neuen Welt übertroffen wird.

Und nun genoß Constantin des wahrhaftigen
Goldsm. Röm. V. B.

niglichen, das ist, mit dem Schweiß und den Thränen der Völker bezahlten Vergnügens, Gebäude ohne Zahl, Mauern, Palläste, Tempel, Säulengänge, Amphitheater, und eine ungeheure Menge Privatwohnungen auf seinen Wink empor steigen zu sehn. Die Reichthümer, die Arbeit, die Talente aller jener Millionen, die dem Despoten zu Gebote standen, wurden zur schnellen Ausführung seines Lieblingsgedankens in Bewegung gesetzt. Die Ufer des eurinischen Sees gaben ihre Waldungen, die Steinbrüche des Proconnesus ihren Marmor her; und da das Zeitalter viel zu talentlos und zu arm am Geiste war, um durch eigene Meisterwerke die neue Kaiserstadt auf eine ihrer würdige Weise verzieren zu können, so wurden die berühmtesten Städte Griechenlands, Italiens und Kleinasiens ihrer vortrefflichsten Zierden zu diesem Behufe beraubt. Die Denkmale alter Thaten, die Trophäen längst verschollener Siege, die Bildsäulen der Heroen, der Götter, der Weisen und der Dichter, Meisterarbeiten zum Theil des Phidias und Praxiteles, wurden herbengeschleppt, um die werdende Hauptstadt zu verschönern, die in der That, nach der Bemerkung eines alten Geschichtschreibers, die Erste des Erdbodens geworden wäre, wenn es nur nicht an den Seelen jener unsterblichen Männer gemangelt hätte, deren Verdienste diese herrlichen Monumente verewigten — Seelen, die freylich nur der belebende Odem der Freyheit empor ruft, nicht

aber der erstickende Brodem bürgerlicher und gottesdienstlicher Knechtschaft.

In jeder Hinsicht sollte das neue Rom dem alten gleichen. Gleich jenem wurde auch dieses in vierzehn Quartiere vertheilt. Gleich jenem erhielt auch dieses ein Kapitol, einen Hippodrom, zwey Senathäuser, zwey kaiserliche Palläste, mehrere Fora, prächtige Wasserleitungen und Bäder. — Zum vornehmsten Forum erkohr Constantin den Platz, auf welchem während der Belagerung von Byzanz sein Zelt gestanden hatte. Es hatte eine elliptische Form; zwey Triumphbogen bildeten die beyden Eingänge; umher liefen Säulenreihen, vollgedrängt von Statuen; in der Mitte thürmte jene berühmte Porphyrsäule, von welcher noch jetzt ein Bruchstück unter dem Namen des verbrannten Pfeilers übrig ist. — Der Hippodrom maß vierhundert Schritte in die Länge, und einhundert in die Breite. Unter den Bildsäulen, die auch ihn verzierten, befanden sich die drey in einander geichlungenen ehernen Schlangen, deren Häupter einstens den goldenen Dreyfuß trugen, welchen das frohlockende Griechenland nach Ferrus Niederlage dem delphischen Apollo weihte. Auch dies ehrwürdige Ueberbleibsel des Alterthums hat die Unbilde der Zeiten noch nicht ganz zerstören können. — Von den beyden kaiserlichen Pallästen gab der Eine, welcher die äußerste Spitze des östlichen Vorgebirges bedekte, an Pracht und Umfang dem berühmten goldenen Hause

des Nero wenig nach. Unter den Kirchen war jene der Apostel, unter den Bädern jenes des Zeuxippus das prächtigste. Hundert Jahre nach der Grundlegung der Stadt zählte man in ihrem Umfange ein Kapitol, einen Circus, zwey Theater, acht öffentliche, und einhundert drey und funfzig Privatbäder, zwey und funfzig Säulengänge, fünf Kornmagazine vier Gerichtshallen, vierzehn Kirchen, vierzehn Paläste, und viertausend dreyhundert acht und achtzig vorzüglich große und schöne Privatwohnungen.

Die Bevölkerung eines so weiten Bezirks kostete dem allmächtigen Willen des Alleinherrschers nur einige wenige Machtsprüche. Die edelsten und reichsten Bürger des ganzen Reichs wurden eingeladen, in der neuen Hauptstadt ihren Sitz zu nehmen, den Günstlingen und Hofleuten des Kaisers wurden auf Kosten des Letzteren geräumige Wohnungen erbauet; die Besitzer liegender Gründe in Pontus und Kleinasien wurden angehalten, innerhalb des Ringes der Stadt Häuser zu erbauen; ein unzähliger Pöbel wurde durch die tägliche unentgeltliche Spendung von Korn, Wein, Del und Fleisch herbey gelockt, und bald nahm die Zahl der Anbauer dermaßen überhand, daß das Erdreich ihnen ermangelte, und mächtige Dämme in die See hinein geführt werden mußten, um zur Anlegung neuer Gebäude Raum zu gewinnen.

Mit der Ungeduld eines Liebhabers betrieb Constantin die Förderung des großen Werkes, und bin-

nen wenig Jahren stand Constantinopel. Im
 330. dreyhundert und dreyßigsten Jahr der
 christlichen Zeitrechnung ward die neue
 Kaiserstadt vermittelst eines vierzehntägigen Festes,
 feyerlicher Umgänge, heiliger Gebete, prächtiger
 mähler, und glänzender Spiele eingeweiht. Ein
 Edict, auf einer ehernen Tafel eingegraben, gab ihr
 den Namen des Neuen Roms. Aber die Nach-
 welt nennt sie noch jezt nach dem Namen ihres Erbauers.

Die Erbauung einer neuen Hauptstadt hatte eine
 neue Eintheilung des Reichs zur Folge, und diese
 nach und nach den gänzlichen Umguß der Staatsver-
 fassung. Je mehr das Reich an innerer Kraft verlor,
 je ängstlicher befließ man sich, seine geheime Schäden
 mit einem täuschenden Firniß zu verhüllen. Die alte
 römische Einfalt wich der Geprängliebe des eiteln
 Morgenländers; die Herzlichkeit des Umgangs dem
 peinlichsten Hofzwang; das Streben nach persönli-
 chem Verdienst einer armseligen Titelsucht; die begeis-
 ternde Hinsicht auf den Beyfall der Zeitgenossen und
 Nachwelt einem knechtischen Wettstreit um die Gunst
 des Despoten, welche hinfort die einzige Quelle aller
 Ehren und alles Wohlstandes wurde. Nach diesem
 Maßstaabe bildete sich nach und nach eine kaum übers-
 sehliche Stufenfolge von Staatsbedienungen, deren
 jede dem, der sie begleidete, einen gewissen bestimm-
 ten Rang, gewisse bestimmte Titel, und das Recht
 auf gewisse nur ihm eigene Curialien verschaffte. Die
 Erlernung einer so verwickelten Etikette erforderte ein

eigenes Studium, so wie die Versäumung derselben in dem Decret eines späteren Kaisers dem Kirchenraub gleichgeschätzt wurde; denn was kann Kirchenräuberischer seyn, als die Decrete der Gottheit (die der kaiserlichen Majestät) selbst zu übertreten? — Eine Uebersicht dieser ganzen sogenannten göttlichen Hierarchie wird nothwendig seyn, um das innere Getriebe der neuen Staatsmaschine durchschauen zu können.

Die gesammte Heerschaar der höheren Staatsbeamten ward in drey Klassen vertheilt. Die erste begriff die Illustres, die zwote die Respectabiles; die dritte die Clarissimi. Clarissimi waren die Mitglieder des Senats, und alle, die aus dem Senate zur Verwaltung der Provinzen erkohren wurden. Respectabiles nannten sich diejenigen, die sich durch Aemter und Würden zu einem höheren als bloß senatorischen Range berechtigt glaubten. Der erhabene Titel der Illustres gebührte bloß den Consuln und Patriciern, den Präfectis Prætorii, und den Präfectus der beyden Hauptstädte, den Magistris Militiæ, und den sieben Erzbeamten des Pallastes. Diese sämtlichen Illustres waren gleichen Ranges, und folgten einander allein nach dem Alter ihrer Vollmachten.

Die Consulwürde dauerte noch immer, doch nur als schimmernder, übrigens aber inhaltleerer Name. Sie gewährte den ersten Platz im Reiche, und die Ehre, dem Jahr ein Datum zu geben. Des

Consuls ganze Beschäftigung war die, daß er am Tage seiner Einweihung von dem Curilischen Stuhl herab einen Sklaven frey gab, und hiernächst das Volk mit äußerst prächtigen und kostspieligen Circusspielen beschenkte. Die Kaiser allein wählten jetzt den Consul, und hundert und zwanzig Jahre lang sah Constantinopel allein die Nachfolger der Camille und Scipionen in seinen Mauern.

Die Patricier des Neuen Roms hatten mit jener berühmten Volksklasse, die in dem alten Rom diesen einst so ehrwürdigen Namen führte, nichts ähnliches. Es war ein Titel, welchen der Kaiser seinen Günstlingen nach Willkühr auf Lebenszeit ertheilte, und welcher ihnen den nächsten Platz nach den Consuln verschaffte.

Die Präfecti Prætorio, die von den Zeiten des Severus bis zu jenen des Diocletian alle Zweige der höchsten Gewalt ganz unumschränkt verwalteten, wurden nach Aufhebung des Prætorii allein auf die noch immer äußerst wichtige und vielumfassende Verwaltung der Gerechtigkeitspflege und der Finanzen beschränkt. Außer den Zween Präfectis der beyden Hauptstädte waren ihrer vier: der Präfect des Ostens, dessen Gerichtsprengel sich vom Nil bis zum Phasis, und wiederum von den thracischen Gebirgen bis zu den Gränzen Persiens erstreckte; der Präfectus des Illyricum, dem ganz Griechenland Macedonien, Dacien und Pannonien gehorchte; der Präfectus von Italien, dem

auch Rhätien, das Inselmeer, und das feste Land von Afrika zugeschlagen wurde; und der Praefectus von Gallien, den auch Spanien, Britanien und Mauritania Tingitana anerkannte. Jede dieser unabsehlich großen Praefecturen war in mehrere oder weniger Diocesen getheilt; die des Osten in fünf: Orient im engern Sinne, Egypten, Asien, Pontus und Thracien; die Illyrische in zwey: Macedonien und Dacien; die Italische in drey: Italien an sich, abendliches Illyrien, und Afrika; die Gallicische ebenfalls in drey: Gallien an sich, Hispanien und Britanien, nebst dem tingitanischen Mauritien. Einer jeden dieser Diocesen war ein sogenannter Vicepraefectus vorgesetzt, der von dem Praefectus Praetorio abhing; so wie von jenem wieder die Statthalter der verschiedenen Provinzen abhingen, die nach Maßgabe des verschiedenen Ranges dieser letztern den Titel der Consularen, der Correctoren, und der Präsidenten führten.

Die Verwaltung des Kriegstaats, welche Constantin für immer von der Verwaltung der bürgerlichen Verfassung geschieden hatte, ward von ihm zweyen Magistris Militiæ übertragen, deren Einer den Oberbefehl über die Fußvölker bekam, der andre aber über die Reiteren, doch so, daß keiner von ihnen ausschließend an die Eine dieser beyden Arten von Truppen gebunden war. Sobald das Reich in das östliche und westliche zerfiel, wuchs die Zahl dieser Oberherren bis zu vieren an; und mit Hinsicht auf

die Beschirmung der vier Gränzflüsse des Rheins, des Euphrats, der obern und der niedern Donau in der Folge sogar bis zu achten. Unter diesen acht Oberfeldherrn, standen fünf und dreyßig Unterbefehlshaber, deren drey in Britanien geboten, sechs in Gallien, einer in Spanien, einer in Italien, fünf an der obern Donau, vier an der niedern, achte in Asien, drey in Egypten, vier in Africa. Alle diese führten den Titel der Duceß, ihrer zehn aber den höhern der Comitess. — Die Zahl der Kriegersleute, welche ihnen gehorchte, betrug nicht weniger, denn sechshundert und fünf und vierzigtausend Mann. Mehrere neuere Einrichtungen aber, weniger auf die Sicherheit des Reiches berechnet, als auf die Ruhe der Despoten, verminderten die Energie dieser ungeheuern bewaffneten Masse um ein großes. Dahin gehörte die Zerstückelung der alten römischen Legion in Geschwader von tausend bis zu funfzehnhundert Köpfen, die zwar noch immer den Namen der Legionen führten, zugleich mit dem Gefühl ihrer Stärke aber auch einen großen Theil ihres Muths und Ehrgefühls einbüßten; die verderbliche Unterscheidung zwischen Gränzvölkern und Truppen des Pallastes, davon jene alle Beschwerden des Dienstes zu dulden hatten, während diese die Belohnungen desselben im eutneren venden Müßiggange verschwendeten; die Ergänzung des Kriegsheeres aus den derberen und kraftvolleren Völkerschaften der Sarmaten, Gothen und Germanen, deren viele sich allmählich zu den höchsten Wür-

den des Reichs empor schwangen, ohne die Neigung für ihr altes Vaterland zu verleugnen, oder das Interesse ihres jetzigen als ihr eigenes zu betrachten — eine Maßregel, zu welcher sich die Kaiser freylich durch das gänzliche Erlöschen der alten Nationaltapferkeit, und den unbrüßlichen Abscheu der Eingebornen an allen Kriegsdiensten gewissermaßen nothgedrungen sahen.

Die sieben illustren Beamten des Pallastes standen zur Person des Despoten in einem näheren Verhältniß; sie besorgten seine Hofhaltung, seine Rechtspflege, seinen Briefwechsel, seine Ausgabe und Einnahme, seine körperliche Pflege, und seine persönliche Sicherheit. Es waren folgende: Erstlich, der *Præfectus sacri cubiculi*, oder geheimer Kammerherr, der, vermöge der Vertraulichkeit, die ihm sein Posten erlaubte, nur allzu oft einen höchst gefährlichen Einfluß auf seinen Fürsten bekam, zumal wenn dieser, wie gewöhnlich ein Schwächling war. Unter ihm standen der *Comes Vestiarii*, der die Garderobe, und der *Comes Castrensis*, der die Tafel des Fürsten besorgte. Zweitens: der *Magister Officiorum*, oder Oberrichter des Pallastes. Unter ihm standen die *Magistri* der vier *Scrini*en, oder Kanzleyen des Kaisers, und nicht weniger denn einhundert und acht und vierzig Geheimschreiber ohne die Dolmetscher. Ihm gebührte auch die Oberaufsicht über die Posten und Arsenale des Reichs. Drittens: der *Quæstor*,

eine Art von Reichskanzler, der die kaiserlichen Edicte abfaßte, und gewöhnlich in dem geheimen Staatsrath den Vorsitz führte. Man betrachtete ihn als den Repräsentanten der gesetzgebenden Macht, und niedere Richter pflegten bey ihm, dem untrüglichen Orakel juristischer Weisheit, sich gern in schwierigen Fällen Rath zu erholen. Viertens: der *Comes sacrarum largitionum*, oder Verwalter der Staatseinkünfte, stand an der Spitze eines unermesslichen Personals. Ihm gebührte die Direction der eilf Officien, oder Finanzausschüsse, die Oberaufsicht über die Bergwerke, und über die Münzen, in gleichen über die Manufakturen, und über den auswärtigen Handel. Fünftens: der *Comes privatarum largitionum*, der die Privatgüter des Kaisers verwaltete, und endlich sechstens und siebentens: die beyden *Comites domesticorum*, oder Oberbefehlshaber der kaiserlichen Leibwache, die aus dreystausend und fünfshundert Köpfen bestand, in sieben Schulen vertheilt war, und aus ihrer Mitte die *Protectores* hergab, die mehr unmittelbaren Beschirmer der Person des Kaisers, die im Innern des Pallastes den Dienst versahen.

Zur Bestreitung des ungeheuern Aufwandes, den eine so verwickelte und überladne Staatsverwaltung erforderte, waren die bisherigen Einkünfte nicht hinreichend. Manche neue Kanäle wurden demnach erfunden, um das Vermögen der Unterthanen in den allverschlingenden Schlund der Schatzkammer zu lei-

ten. Eine der ergiebigsten war die Indiction. Alle funfzehn Jahre wurden die Ländereyen des Reichs gemessen, ihre Beschaffenheit ward aufs genaueste angegeben, und ihr Ertrag nach einem Durchschnitt von fünf Jahren bestimmt. Nach Maßgabe dieses Ertrags mußte ein jeder Landbegüterte seinen Theil zu den Staatsbedürfnissen beitragen, deren Total zu dem Ende jährlich aufgenommen, und zwischen die zinsfähigen Individuen vertheilt wurde. Diese Auflage war dem Landbau so verderblich, daß, funfzig Jahre nach Constantins Tode, ein Fünftheil aller Ländereyen auch in den fruchtbarsten und blühendsten Provinzen wüst lag. Drückender noch, als die Indiction, war die Lustralcontribution. Diese, die alle vier Jahre eingetrieben ward, und den erwerbenden Theil der Unterthanen, den Kaufmann, den Kleinhändler, den Künstler, den Handwerker, sogar die öffentlichen Lustmädchen ihren Gewinnst mit dem Staate zu theilen nöthigte, lähmte die Schwunghedern der Betriebsamkeit, und verstopfte eine der ergiebigsten Quelle des Nationalwohlstandes. Gleich lästig, und ohngeachtet des Namens nicht minder erzwungen, waren die sogenannten freiwilligen Gaben, mit welchen der ausgelogene Unterthan bey jeder frohen Ereigniß, die seinen Tyrannen begegnen mochte, bey seiner Thronbesteigung etwa, oder bey seiner Vermählung, oder dem Anwuchs seiner Familie, oder der Uebernahme des Consulats, oder einem wirklichen oder erlogenen Siege über die Reichs-

feinde, seine erheuchelte Freude bezeugen mußte. — Ich ergrimme, indem ich dieses schreibe, ungewiß, ob mehr über die schamlose Raubsucht der Despoten, oder über die zahme Schlaffherzigkeit der geplünderten Völker.

Constantins letzte Thaten und Tod.

Während der letzten vierzehn Jahre seines Lebens befand sich Constantin auf dem Gipfel der Macht und Größe. Nach sieben und dreyßigjähriger manichfaltiger Zerspaltung gehorchte das römische Reich, so wie es einstens die Auguste und Trajane beherrscht hatten, jetzt wieder seinem einzigen Scepter. Die Barbaren, von der Schwere seines Arms aus eigener Erfahrung überzeugt, gönnten den Gränzen des Reichs einen ungewohnten Frieden. Ein neues jugendliches Rom war im Mittelpunkte seiner weiten Staaten auf seinen Wink empor gestiegen. Ferne Völkerschaften, Perser, Indier, Ethiopier huldigten seiner Größe durch feierliche glückwünschende Gesandtschaften. Die gottesdienstliche Gesellschaft, zu der er übergegangen war, betrachtete ihn mit einer Art von religiöser Verehrung. Auch die minder glänzenden, wiewohl reineren und süßeren Freuden des häuslichen Lebens standen ihm offen. Eine zahlreiche Nachkommenschaft blühte um ihn her, und verjüngte den alternden Fürsten mit der schmeichlerischen Aussicht, Jahrhunderte noch in seinen Enkeln zu leben. Constantin war zweymal verheyrathet gewesen,

Minervina, die Genossin seiner frühesten Jugend, hinterließ ihm nur einen einzigen Sohn, den Crispus. Fruchtbarer war seine Ehe mit Maximians Tochter: Sie gebahr ihm drey Töchter und eben so viele Edhne, die drey wohlbekannten Gebrüder: Constantinus, Constantius und Constans. Von seinen drey Halbbrüdern, Julius Constantius, Dalmatius und Hannibalianus war der jüngste ohne Nachkommen gestorben. Julius Constantius, der Patricier, zeugte den Galus, und den Julian; Dalmatius der Censor den Dalmatius und Hannibalian. Seine Schwestern Anastasia und Eutropia waren, die eine an den Optatus, die andre an den Nepotianus, verheyrahtet worden, zween Senatoren von consularischer Würde; und die dritte, die hinterlassene Wittwe des Licinius, hatte einem unschuldigen Knaben, dem einzigen Sprößling ihrer jetzt aufgelösten Ehe, durch ihre Fürbitte das Leben errettet. Noch gab es einige männliche Anverwandten der kaiserlichen Familie, die solchergestalt für mehrere Zeugungen vor dem Untergange gesichert schien. Gleichwohl verstrichen nicht vierzig Jahr, so war die ganze blühende Nachkommenschaft durch ein verfolgendes Schicksal und durch unerhörte Bubenstücke vertilgt.

Der erste und allem Anschein nach der unschuldigste, welchen das strafende Verhängniß traf, war der lebenswürdige und unglückliche Sohn der Minervina. Wir haben gesehen, wie dieser hoffnungs-

volle Jüngling, als Regent von Gallien, den Ruhm der römischen Waffen wider die Barbaren behauptete. Wir haben gesehen, wie er in jenem mißlichen Kriege mit dem Licinius durch die Säuberung des Hellesponts seinem Vater die Herrschaft der See, und zugleich die des ganzen Ostens verschaffte. Dies Verdienst aber scheint zu groß gewesen zu seyn, als daß der eifersüchtige Monarch dasselbe auch einem Sohn hätte vergeben sollen. Mit innerem Grimme bemerkte er, daß das Interesse der Jugend und so mancher aufblühenden Vortrefflichkeit seinem Sohne die immer viel zu vorlaute Gunst eines unbedachtsamen Volkes in eben dem Maße zuwandte, in welcher er selbst, vielleicht im geheimen Bewußtseyn geringerer Würdigkeit, dieselbe zu verlieren meinte. Eine geheime Erbitterung bemächtigte sich seiner. Mit feindlichem Argwohn belauschte er die Schritte des unbedachtsamen Jünglings. Mit mancher schmerzlichen Demüthigung glaubte er seinen keimenden Ehrgeiz dämpfen zu müssen. Sogar der Regentschaft, die er mit so vielem Ruhme in den gallischen Provinzen geführt hatte, beraubte er ihn zu Gunsten seines viel jüngeren Bruders, und während dieser hingieng, in dem Wirkungskreise eines andern sich Ruhm zu erwerben, mußte Crispus, der schon zum Manne gereift war, unter dem beobachtenden Auge eines strengen Vaters zurückbleiben.

Vielleicht daß der hochherzige Jüngling eine so tränkende Herabsetzung nicht mit der erforderlichen zah-

men Unterwerfung verschmerzte; vielleicht, daß ein oder anderes lebhaftes Wort, das der aufbrausende Unwille ihm mochte entrisßen haben, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen mochte hinterbracht worden seyn; vielleicht daß Fausta diese feindselige Stimmung ihres Gatten wider einen Stieffohn, der ihren eigenen Kindern den Weg zum Throne verrannte, mit weiblicher Schlaugigkeit nützte — genug, der eifersüchtige Constantin ward immer vertrauter mit dem Gedanken sich eines tugendhaften und verdienstreichen Sohnes zu entledigen. Gerade während eines sehr fröhlichen Festes, während der Feyer nämlich seiner Biennalien, die zugleich die Decenalien des Crispus waren, sprach der düstre Despot ihm das Todesurtheil. Ohne Vorbereitung, ohne abgehört zu werden, ohne das Mitleid eines Vaters, oder auch nur die Gerechtigkeit des Richters ansprechen zu dürfen, ward der unglückliche Jüngling aus der Mitte der Lustbarkeiten weggerissen, in einen Winkel des Reichs geschleppt, und dort, nach einigen durch das
326. Schwert des Büttels, nach anderen

durch das Gift des Meuchelmörders aus dem Wege geräumt. Zugleich mit ihm, starb der jüngere Licinius, des Tyrannen Schwestersohn, ohne daß seine schuldlose Jugend, oder die Flehungen einer geliebten Schwester das verhärtete Herz des Tyrannen hätten erweichen können. Dieser Schwester Herz war ein anderes: es brach über der Leiche ihres Liebings.

Dies

Diese wenigen Umstände sind im Grunde alles, was wir von einem so traurigen Ereigniß mit erträglicher Sicherheit wissen. Zwar haben die Schriftsteller des nächsten Zeitalters nicht ermangelt, einen so tragischen Stoff auf manche Weise heraus zu schmücken. — Sie sagen; Fausta sey in blutschänderische Liebe gegen ihren Stiefsohn entbrannt; erzürnt ihre Anträge verschmähet zu sehen, habe sie den schuldlösen Jüngling gerade der nämlichen strafbaren Absichten beschuldigt, deren sie sich selber schuldig gewußt; und der vorschnelle Vater habe ihm sogleich das Todesurtheil gesprochen; es sey jedoch die ehebrecherische und mordschuldige Fausta der verdienten Strafe nicht entronnen; man habe sie im strafbaren Umgange mit einem Sklaven des Pallastes ertappt; Crispus Tod sey mit dem ihrigen gerochen worden, und der tiefgekränkte Vater habe die Manen seines Sohnes durch Wiederherstellung seines Gedächtnisses, durch das Bekenntniß seiner eigenen unglücklichen Uebereilung, und durch lebenswierige ungeheuchelte Reue versöhnt. — Hüten wir uns jedoch diesen romantischen Erzählungen einen unbedingten Glauben beizumessen! Der gerechte Julian preißt Faustens Schönheit und Tugend, und ein gleichzeitiger Paucogrist belehrt uns, daß Fausta noch lange genug gelebt habe, um ihres Sohnes Constantinus unzeitigen Tod zu beweinen. Wir unsern Theils wollten demnach dem Rufe dieser Fürstin in der Meinung der

Nachwelt nicht geschadet wissen. — Constantin übrigens beschloß sich umsonst, seine blutige That mit dem Drang einer angeblichen Nothwendigkeit zu rechtfertigen. Die Meinung des Volks ist unbestechlich, und seine Stimme ist die Stimme Gottes. Ohne Rückhalt beschuldigte man ihn des Hasses gegen sein eigen Fleisch und Blut, und an den Thoren seines Pallastes sogar las man eines Tages die Klage: Kein goldenes Zeitalter sey das dermalige, sondern ein diamantenes; kein Jahrhundert des Saturn, wohl aber jenes des Nero.

Die jetzt noch übrigen Söhne des Kaisers wurden mit aller Sorgfalt erzogen, die ihre große Bestimmung erforderte. Keine Art der Leibesübung ward vernachlässiget, um ihren Körpern beydes Festigkeit und Gewandheit zu geben; an der Ausbildung ihres Geistes aber arbeiteten die berühmtesten Gottesgelehrten, Rechtsverständigen, Weltweise und Schönredner des Zeitalters. Zu frühe nur für das Glück des Volkes und für ihr eigenes wurden sie gelehrt, sich als Wesen von einer höheren Gattung zu betrachten. Ehe sie noch der Herrschaft über ihre eignen Leidenschaften sich hatten ermächtigen können, belastete man sie schon mit der Beherrschung von Nationen. Einer ward nach dem andern zum Cäsar erklärt. Jedem ward ein Bezirk des Reichs zur Uebung seines Regierungstalents angewiesen; dem Constantin die gallicischen Provinzen, dem Constantius der Orient, dem

Constans Italien und Afrika. Auch über seine Schwesteröhne, den Dalmatius und Hannibalianus erstreckte sich die Freygebigkeit des Kaisers. Jenem übertrug er, ebenfalls mit der Cäsarwürde, die Beschwörung der gothischen Gränzen, diesem mit dem ungewohnten Titel eines Rex die Provinzen des Pontus, Kappadocien und Kleinarmenien; alle fünf aber blieben für ihr Thun und Lassen, ihm, als dem einzigen Augustus, verantwortlich.

Constantins letzte kriegerische That
331.
war ein Feldzug wider die Gothen. Unaufhaltsam vorwärts drängend hatte dieses kriegerische Volk die Vandalen aus ihren Gränzen gedrückt, und sie genöthiget unter die Gezelte der Sarmaten zu flüchten, welche die Ufer der obern Donau und den Saum des karpathischen Gebirges bedeckten. Die Gastfreundschaft, mit welcher diese die flüchtigen Nachbarn aufnahmen, diente bloß um den Strom des nachdringenden Feindes auf sich selbst zu lenken. Zu schwach sich fühlend, um ihm allein widerstehen zu können, baten sie den Beherrscher der Römer um seinen Beystand, und Constantin, den die zunehmende Macht der Gothen nicht wenig beunruhigte, gewährte ihn ihnen ohne Bedenken. Sogleich gieng Ararich, der König der Gothen, über die Donau, und ließ dem ganzen Mörsien es empfinden, wie er die Freunde seiner Feinde zu behandeln pflege. Jetzt griff der bejahrte Constantin noch einmal zum Helmt

und zum Schwerte. An der Spitze eines eilig zusammengerafften Heerhaufens gieng er dem verwegenen Feinde entgegen, erlebte die Kränkung, von ihm zurück gedrängt zu werden, sammelte sich wieder, und rächte die Ehre seiner Waffen. Die geschlagenen Gothen wurden gezwungen, über die Donau zurück zu gehn. Constantin, des Kaisers Sohn, verfolgte sie auch jenseit jenes Stromes, jagte sie in die Karpathen, und vertilgte ihrer gegen hunderttausend. Jetzt bat Ararich um Frieden. Er erhielt ihn, und stellte seinen ältesten Sohn zum Bürgen seines künftigen Betragens.

334. Kaum fühlten die Sarmaten sich erleichtert, als sie ihren Befreyern mit wiederholten Streifereyen lohnten. Zur Strafe überließ Constantin sie ihrem Schicksale. Geberich, Ararichs Nachfolger, griff sie an, tödtete ihren König Wisimir, und mit ihm die Blüthe ihres Heers. Die Sarmaten bewaffneten ihre Sklaven. Diese, nachdem sie den Feind zurück geschlagen, wandten das Schwert, dessen sie einmal mächtig geworden, wider ihre Herrn, und nun blieb diesen überall gedrängten Menschen keine Wahl übrig, als zwischen der Auswanderung oder der Sklaverey. Die erste dächte ihnen die erträglichste. Ihrer einige warfen sich ihren bisherigen Todfeinden, den Gothen, in die Arme. Andere flüchteten über die Karpathen zu den Quaden; bey weitem der größte Theil aber nahm seine Zuflucht zu Constantins Großmuth, und mehr denn drey mal

hunderttausend wurden in den wüsthlegenden Länderen Pannoniens, Thraciens, Macedoniens, und Italiens angesiedelt.

Constantins letzte Regierungsjahre verstrichen in einer unumwölkten Ruhe. Mit großer Pracht feierte er seine Tricennalien, ein Fest, welches feyern zu dürfen außer ihm dem Stifter der Monarchie allein zu Theil geworden war. — Welch ein Jammer für die Götter der Erde, daß sie sterben müssen gleich dem letzten ihrer Sklaven! eben jetzt, da Constantin den Gipfel aller irdischen Größe 336. erstiegen hatte, mahnte die Abnahme seiner Kräfte ihn an deren Eitelkeit. Zu Nikomedien, wo er die Ostern gefeyert hatte, überfiel ihn eine leichte Unpäßlichkeit, die binnen wenigen Tagen zu einer gefährdenden Krankheit anwuchs. Auch die warmen Quellen zu Helenopolis vermochten nicht das immer zunehmende Uebel zu mindern. Constantin verzichte sich dieses Lebens, und suchte nur zu dem Uebertritt in ein anderes sich zu bereiten. Das Andenken des Vergangenen beunruhigte ihn sehr wenig. Gab es doch in der kirchlichen Gesellschaft, in deren Schoße er lebte, ein unfehlbares Mittel, alle seine Sünden hinweg zu weisen, und seiner Seele ihre ursprüngliche Reinigkeit wieder zu geben. Klüglich hatte Constantin den Gebrauch eines so wohlthätigen, aber nur ein einzigmal anwendbaren Mittels bis für den letzten Augenblick verschoben. Auf diese Weise glaubte er des Lebens genießen zu können, während

auch der Himmel ihm noch immer sicher bliebe. Mit ihm sich auszusöhnen, war jetzt, da die Erde ihm ermangelte, sein einziges Augenmerk. Auf dem Schlosse Anchyrum in der Nähe von Nikomedien, versammelte er die angeblichen Schlüsselbewahrer des Himmelreichs um sein Sterbebette. Er erklärte ihnen, wie er immer gehofft habe, in den kräftigen Wassern, die durch die Taufe des Erlösers selber wären geweiht worden, in jenen des Jordans, seine Seele rein zu waschen; da es aber dem Regierer der Schicksale gefallen ihn an dieser Stätte abzurufen, so möchten sie eilen durch jenes heilbringende Bad seine Wiedergeburt zu beschaffen; sollte es dem Gott, den er anbetete, gefallen, seine Tage noch für eine Weile zu fristen, so wolle er sie ganz seinem Dienst und der Beförderung seiner Ehre weihen. Die Bischöfe fühlten durch die Andacht des untergehenden Weltbeherrschers sich mächtig erbauet. Statt die jetzige Stimmung seines Geistes zu nutzen, statt über so manche Gewaltthätigkeit seines vergangenen Lebens ihm die Augen zu öffnen, und zu deren vielleicht noch möglichem Ersatze ihn zu bewegen, hatten sie nichts angelegentlicheres, als durch die Vollziehung der geheimnißreichen Gebräuche seine Seele in noch tiefere Sicherheit zu wiegen. Willig entledigte der sterbende Augustus sich seines Purpurs, um die einfache und bedeutungsreiche Tracht der Katechumenen anzunehmen. Weiße Gewänder wurden über sein Lager gebreitet. Geweihte Kerzen wurden angezündet. Seg-

nende Gebete wurden ausgesprochen. Jetzt ward das geweihte Wasser über ihn ausgesprengt; und jetzt fühlte der wiedergebörne Sterbende sich unaussprechlich selig. Auch das letzte Aufregen des innern Richters erlag der Kraft des Glaubens. Wie ist mir, stammelte er, in des Entzückens gebrochenen Lauten, Eine himmlische Glorie umstrahlt mich. Ein unauslöschliches Licht umglänzt mich. Eine unvergängliche Krone harret meiner. Er verbot das symbolische Gewand mit dem ihm nunmehr lästigen Purpur wieder zu vertauschen. Er vermies den Umstehenden ihren Schmerz. Gönnt mir, sprach er, den Eintritt in ein Leben, das allein den Namen des Lebens verdient. Köstliche Güter empfing ich. Unendlich köstlichere warten meiner. Mich verlangt ihrer theilhaftig zu werden. Nun bestätigte er die von ihm bereits getroffene Theilung des Reichs zwischen seinen Söhnen und seinen Neffen. Er beschwor das Kriegsheer, nichts wider seine Kinder oder die Kirche zu unternehmen. Nichts schien für diese Welt ihm mehr zu bestellen übrig. Versunken in den Ahndungen des Künftigen starb er. Sein Todestag war der zwey und zwanzigste May des Jahres dreyhundert sieben und dreyßig. Regiert hatte er nahe an ein und dreyßig Jahr, gelebt drey und sechzig.

Wer kann die Großen der Erde fallen sehen, ohne

an seine eigene Hinfälligkeit sich auf das dringendste gemahnet zu fühlen. Natürlicherweise war der Eindruck, den der Tod des Kaisers in dem Umfange seines weiten Reiches machte, sehr lebhaft. Unter lauten Wehklagen, und fast ausschweifenden Beyleidsbezeugungen ward die ehrwürdige Leiche in einem goldenen mit Purpur behangenen Sarge in die Kaiserstadt geführt, hier in des Pallastes prächtigster Halle auf einem goldenen Thronbette nieder gesetzt, und noch einmal mit allem Glanz der Majestät umringet. Tag für Tag erschienen die hohen Beamten des Hofes, des Heeres, und der verschiedenen Staatsverwalter, und begrüßten den todten Kaiser mit dem nämlichen Kniebeugen, mit dem sie den Lebenden verehrt hatten. Diese armselige Farce ward vorgespielt, bis Constantius erschien, den Todten zu den Todten wandern hieß, und der Anbetung dieser sklavischen Menschen ein lebendes Idol darstellte.

Dieser große Constantin war unter den schlechten Monarchen allerdings keiner der schlechtesten. Verletzte Eide, gebrochene Bündnisse, abgeschlachtete Hunderttausende, ausgeplünderte Millionen, Todschläge eines Schwiegervaters, eines Schwähers, eines Neffen, eines Sohnes — Scheußlichkeiten wie diese, beeigenschafteten den Privatmann zum Pranger und zum Rade, den Monarchen aber zu unsterblichem Nachruhm. Die Moral des Despoten ist eine andere, als die von uns untergeordneten Wesen. Der Imperativ der praktischen Vernunft bekümmert sie nicht.

Jenes heilige Sittengesetz, was die gesammte Geisterwelt in Auspruch nimmt, anerkennen sie nicht. Ihr eignes armes Selbst ist ihnen der Zweck der Schöpfung, und die dienenden Völkerschaften haben in ihren Augen nur Gehalt und Werth, in so fern sie zu jenem Zwecke sich als dienstbare Mittel verhalten.

Constantin war ein guter Krieger, und ein mittelmäßiger Staatsmann, ein Freund der Wissenschaften, und Liebhaber des Gepranges, keusch, mäßig, arbeitsam, und nicht ohne Sinn für Freundschaft und einen freundschaftlichen Umgang; viel zu nachsichtig übrigens gegen seine Günstlinge, und nur allzugeneigt auf Kosten der unterdrückten Völker ihnen zu verzeihen. Seine Jugendjahre versprachen einem guten Fürsten, aber Schmeichler und Pfaffen verdarben ihn. In eben dem Maße, indem seine Glaubenskraft zunahm, sahe man seine Sittlichkeit abnehmen. Die letzte glänzendste Epoche seines Lebens, war für das Reich eine Epoche namenlosen Jammers. Victor sagt, er sey in den zehn ersten Jahren seiner Regierung ein Held gewesen, in den zehn mittleren ein Räuber, in den zehn letztern ein Verschwendender. — Den Eckelnamen des großen mag man ihm lassen! Führen ihn doch auch der erste Otto und der vierzehnte Ludwig. Und hat man doch den vierten Heinrich, und den zweyten Friedrich weißlich mit ihm verschonet.
